

W. Wagner
Ann Arbor
Mich.

Preis $3.00 per Jahr,
in jährlicher oder halbjährlicher Vorausbezahlung; jedes einzelne Heft 25 Cents, doch wird die Auflage nur nach der Liste der regelmäßigen Abonnenten bestimmt und kann also nur diesen die Zusendung garantirt werden.

Atlantis.

Eine Monatsschrift
für
Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt
von
Christian Esselen.

Neue Folge. Dritter Band.

Septemberheft.

Detroit, Mich., 1855.

Inhaltsverzeichniß des Septemberheftes.

Alle Artikel mit Ausnahme von Num. 7 sind editeriell.

Das nächste Heft erscheint in 3 Wochen.

Frühere Nummern können nachbezogen werden.

Briefe und Gelder mit der Post und wenn registrirt, unter meinem Risiko an die Adresse des Herausgebers: C. Esselen, Drawer 20, Detroit, Michigan.

Diejenigen Abonnenten, welche nebenstehende Notiz ausgefüllt finden, wollen gefälligst ihre Abonnements entweder direkt einsenden, oder an die Agenten, wo sich solche befinden, einzahlen. Wir sind genöthigt, diese Mahnung dringend unsern Freunden ans Herz zu legen.



Herr in

Sie werden hiermit benachrichtigt, daß ihr Abonnement für die Atlantis mit abgelaufen ist, und daß ich die unumgängliche Maaßregel der Vorauszahlung einzuhalten bitte.

Detroit, Mich., den 25. September 1855 Chr. Esselen.



Atlantis.

Neue Folge, Band 3. Heft 3.	September, 1855.	Alte Folge, Bd. 5., Nr. 101—104.

Rückblick auf Ohio; die Deutschen daselbst und ihre Politik.

Ohio ist ein interessanter und einflußreicher Staat; namentlich in den jetzigen Parteikämpfen. In der gegenwärtigen Katastrophe steht wohl kein Staat der Union den Hoffnungen und Bestrebungen der Reformpartei so nahe, wie Ohio; man kann diesen Staat den Bannerträger der nördlichen, der Antisclavereipartei nennen. Wenn auch dem Flächenraum und der Bevölkerung nach nicht der größte Staat der Union, so ist doch Ohio in der amerikanischen Politik vielleicht bedeutender, als Pennsylvanien und selbst New York; denn in beiden Staaten ist die Politik so verwirrt, sind die Parteien so gespalten, daß an keine prinzipielle, rationelle Politik zu denken ist. In den Neu-England Staaten ferner herrscht ein einseitiger Fanatismus vor, welcher allen Bestrebungen, die von dorther kommen, einen unangenehmen Beigeschmack gibt, und ihren natürlichen Einfluß schwächt. In den westlichen Staaten endlich hat man noch zuviel mit lokalen Fragen und materiellen Interessen zu thun, als daß man der Politik eine prinzipielle Richtung geben könnte. Ohio aber, der Centralstaat, der den Süden mit dem Norden, den Osten mit dem Westen vermittelt, ein Staat, der nicht von den einseitigen Handelsinteressen des Ostens überwältigt, noch mit den Schwierigkeiten der ersten Ansiedlung des fernen Westens belästigt ist, welcher die Interessen des Ostens und des Westens gleichermaßen theilt, wird in dem Kampfe, der sich jetzt zwischen Süd, Ost und Nord entwickelt, die hervorragende, ja die entscheidende Rolle übernehmen. Wir sprechen hier von d r e i Richtungen der amerikanischen Politik von Süd, Ost und Nord, während man doch gewöhnlich nur von dem Gegensatze zwischen Süden und Norden spricht. Aber es scheint uns die Politik der östlichen, der Neu-England Staaten, Pennsylvanien's und Neu York's, von der Politik der westlichen Staaten ebenso entfernt zu sein, wie die südliche Politik von der nördlichen; es scheint uns, daß der große, weite Westen Amerika's ebensosehr die puritanische, temperenzlerische und nativistische Politik der Neu-England Staaten und die wucherische Politik der New Yorker Wallstreet zu bekämpfen habe, wie die Prosklavereipropaganda des Südens. In diesem Kampfe steht nun Ohio in erster Reihe

da, und wir glauben uns kaum einer Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir das Auftreten dieses Staates für entscheidend in den großen politischen Kämpfen des nächsten Jahres halten. Deßhalb ist die Ohio-Politik ein Gegenstand des allgemeinsten Interesses, und wir haben wohl nicht nothwendig, auf unsere persönliche Vorliebe für diesen Staat und dessen Politik hinzuweisen, um wiederholt das Thema der Ohio-Politik zu besprechen.

Freilich, dies Thema hat für uns eine sehr empfindliche Seite. In dem Zeitraume von fast einem Jahre, den wir in diesem Staate verlebten, hatten wir genügende Gelegenheit zu sehen, wie ein großer Theil der deutschen Bevölkerung Ohio's weder die Wichtigkeit der vorliegenden politischen Fragen begreift, noch diejenige Position einnimmt, welche Interesse und Ehre den Deutschen gebietet. Nirgend vielleicht könnten die Deutschen eine würdigere Stellung zur amerikanischen Politik einnehmen, wie grade in Ohio; der Einfluß, den ihnen ihre Zahl gibt, könnte sie durch Intelligenz, Unabhängigkeit und Freimüthigkeit verdoppeln; sie könnten der deutschen Bevölkerung der übrigen westlichen Staaten ein nützliches und deutliches Beispiel geben von dem vortheilhaften Einflusse des deutschen Elementes in der amerikanischen Politik. Aber leider scheint ein großer Theil der Deutschen Ohio's sich nicht der Verpflichtung bewußt zu sein, diesen Einfluß zu zeigen. Wir fühlen uns nicht grade aufgelegt, zu untersuchen, woran dies liegt, ob an dem pennsylvanischen Elemente, welches in Ohio stark vertreten ist und das keine Spur der modernen deutschen Kultur in sich trägt, ob an manchen alten Grauen, die vor jeder Reform, jeder Neuerung, jeder Freiheitsbestrebung ein „Grauen" haben, ob an dem bei einem großen Theile der deutschen Bevölkerung allmächtigen Einflusse der Bierbrauer und Wirthe, welche natürlich nur ein Losungswort in der Politik anerkennen, nemlich das Bier, oder endlich an der übergroßen Knownothings-Furcht, welche gegenwärtig die hauptsächlichste Beschäftigung der Deutschen zu sein scheint. Wir wollen uns nicht in diese traurige und langwierige Untersuchung einlassen, sondern vielmehr uns an den kleinen Kreis wackerer, edler Männer erinnern, welcher unbekümmert um eine momentane Unpopularität, und die Abneigung des großen Haufens, ihrer Pflicht und Ehre treu bleiben, und den graden, aber steilen Weg der Freiheit gehen. Das Jahr, welches ich in Cleveland verlebte, hat mich mit dieser kleinen, aber ausdauernden und zuverlässigen Partei bekannt gemacht, und ich werde die Erinnerung daran als einen der dankenswerthesten Momente meines Lebens bewahren. Es ist ein stilles und einförmiges, aber zufriedenes und behagliches Leben dort am Ufer des klaren, silbernen See's, und gewiß, wenn ich selbst dort nicht immer zufrieden fühlte, war es wohl meine eigene Schuld. Wenn selbst Herr Heinzen, der doch dem amerikanischen Westen so gram ist, Cleve-

land einen Lichtpunkt nennt, so darf ich gewiß um so weniger meine Sympathien für diese Stadt verfehlen, da ich sie in trüben und schweren Zeiten kennen lernte, wo man immer geneigt ist, die Schattenseiten aufzusuchen und die Unbequemlichkeiten zu überschätzen, und wo ich doch vielfache Ursache fand, zufrieden zu sein. Leider ist das kleine Häuflein der entschiedenen Freisinnigen dort allzusehr isolirt, nicht nur von der übrigen deutschen Bevölkerung, sondern auch von den Amerikanern, wovon die Schuld freilich nicht so sehr an den freisinnigen Deutschen, als an den Andern liegt. Wer überhaupt Gelegenheit hat, das deutsche Element in Amerika auf verschiedenen Punkten kennen zu lernen, wird finden, daß es überall ausgezeichnete Kräfte darunter giebt, freisinnige, gebildete, denkende Männer, daß sie aber abseit von der großen Masse leben und deßhalb den Einfluß nicht ausüben können, den man ihnen im Interesse des deutschen Namens wünschen möchte. Dies habe ich besonders in Cincinnati gefunden, wo freilich der große Haufen der deutschen Bevölkerung für einen gebildeten Menschen gerade nichts Anziehendes hat. Ich habe dort Männer von wissenschaftlichem Streben und unabhängigem Charakter gefunden, die in jeder Beziehung die guten Seiten des deutschen Volkscharakters repräsentiren. Aber wie sehr unterscheiden sie sich von dem großen Haufen! Nur ein kurzer Aufenthalt in Cincinnati genügt, um zu zeigen, daß das deutsche Element hier tiefer steht, wie in Deutschland selbst, hier in der freien Republik tiefer, wie drüben unter dem Druck und in der Schande der Despotie. Dies ist ein trauriges Geständniß. Aber wer möchte mir in Deutschland eine Stadt zeigen, wie die „über dem Rheine", wo ganze Straßen buchstäblich von Wirthshäusern angefüllt sind, Haus an Haus eine Kneipe, und wo die Bevölkerung für wenig Anderes mehr Sinn zu haben scheint, wie für die Freiheit des Trinkens! Die politische Stimmung der dortigen Bevölkerung paßt ganz zu dem Anblicke der mit Wirthshausschildern angefüllten Straßen; ich fand eine muthlose, gedrückte Stimmung selbst bei Manchen, die sich zur freisinnigen Partei zählen, und das miserable Thema des Maine Law, dem man von keiner Seite einen vernünftigen Gedanken abgewinnen kann, bildete den Mittelpunkt der deutschen Politik. Dies ist um so verkehrter, da gerade in Ohio diese Frage einstweilen durch ein Kompromiß zwischen der Temperenz- und Antitemperenz-Partei beseitigt ist; in Ohio existirt bekanntlich ein Liquor Law, das den Verkauf von Nativ-Wein und Bier erlaubt und den Verkauf gebrannter Wasser untersagt. Wenn auch einzelne Querköpfe unter den Temperenzlern, sich mit diesem Kompromiß nicht begnügend, die Frage fortwährend agitiren, so ist dies eine einseitige Narrheit, welche von keiner öffentlichen Bedeutung ist. Aber die demokratische Partei, insbesondere die deutschen demokratischen Blätter, holten den weggeworfenen Plunder des Maine Law wieder aus der Rumpelkammer hervor, um die große Masse

der Deutschen von jedem freisinnigen Streben zurückzuhalten. Die großen politischen Fragen, welche in Ohio bei der nächsten Staatswahl auf dem Spiele stehen, werden in Bier ertränkt. Nach dem Vorgange der New Yorker Liquor Dealers Association bildete sich auch in Cincinnati ein Verein, der in polit.schen Fragen und bei den Wahlen nur eine einzige Frage berücksichtigt, nämlich die Liquorfrage. Die Bierbrauer sind demzufolge die Herren über die Stimmen der großen Masse der deutschen Bevölkerung. Von dieser Bevölkerung ist natürlich bei der nächsten Wahl wenig zu erwarten, und wir müssen leider gestehen, daß wenn Herr Chase nicht die große Majorität der amerikanischen Stimmen für sich hätte, wir auf seine Erwählung nicht hoffen dürften. Selbst Viele, die nicht mit dem großen Haufen unter der Fahne der Bierbrauer in das demokratische Lager ziehen, schrecken vor der Wahl Chase's zurück, weil sie ihn der Verbindung mit den Knownothings beschuldigen. Indem wir in Bezug auf diesen Punkt auf frühere Artikel in der Atlantis verweisen, bemerken wir nur, daß, wenn die Deutschen nicht einmal für einen Mann, wie Chase, zu stimmen wagen, daß dann ihnen wohl mehr nie eine Wahl in Amerika gerecht und genehm sein wird. Aller es ist auffallend, daß überall, wo die Deutschen ein Hunkerticket zu stimmen haben, sie demselben durch Dick und Dünn nachfolgen, keine Bedenklichkeiten und Zweifel haben, keine Fragen stellen und Versprechungen verlangen. Aber ereignet sich einmal unglücklicherweise der Fall, daß die Deutschen einem liberalen Manne ihre Stimmen geben sollen, dann findet man überall Bedenklichkeiten u. Verlegenheiten; dann müssen Fragen gestellt, Versprechungen gegeben, Garantien geleistet werden; dann ist der Deutsche der vorsichtigste u. bedenklichste Mann von der Welt.

Wir haben schon bei mehreren Gelegenheiten bemerkt, daß die sogenannte republikanische Partei weder in Ohio, noch anderswo, eine fest in sich abgeschlossene, fertige Partei mit einem bestimmten Programme bildet, sondern eine Vereinigung verschiedener Parteien und Fraitionen ist, welche nur durch ein negatives Bindemittel zusammengehalten wird — nämlich Opposition gegen die Sklavereiausbreitung. Der Gedanke, welcher dieser Vereinigung zu Grunde liegt, ist richtig; denn Opposition gegen die Uebermacht der Sklavenhalterpartei ist die dringendste Forderung der amerikanischen Politik und die beste Basis neuer Parteienbildung. Aber diese Vereinigung sieht vorerst noch etwas chaotisch aus; es sind manche Elemente darin, mit denen wir adoptirte Bürger uns nicht befreunden können. Anstatt uns aber durch solche unangehme Beimischungen von der Theilnahme an der Neubildung der Parteien abschrecken zu lassen, sollten wir vielmehr uns durch eifrige Betheiligung an den Reformbestrebungen einen solchen Einfluß darin verschaffen, daß die unreinen Elemente aus der Reformpartei herausgedrängt werden. Es sind in der Freesoilpartei Män-

ner genug, die uns in einem solchen Streben zur Seite stehen werden, wenn wir nur selbst zeigen, daß es mit unserm Streben uns Ernst ist. Die republikanische Partei in Ohio hat dies bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt. In Tuscawaras County hat sie ein Programm erlassen, welches sich direkt und entschieden gegen die nativistischen Bestrebungen ausspricht; in Tolede hat die County-Convention die Forderungen der freisinnigen Deutschen angenommen; in Sandusky County ist unserm Freunde Rueß vom Sandusky Intellisenzblatt dasselbe gelungen. Wir sehen, daß überall, wo die freisinnigen Deutschen mit den freisinnigen Amerikanern zusammengehen, das Gespenst des Nativismus verschwindet. Hoffentlich werden die andern County-Conventionen der republikanischen Partei die hier aufgeführten Beispiele nachahmen, und dann ist doch wenigstens soviel gewonnen, daß die nächste Legislatur von Ohio eine freesoilistische wird, und Herr Wade nicht durch einen zweiten Herrn Pugh aus dem V. r. Staaten Senate herausgedrängt wird.

Ohio ist ein schöner, fruchtbarer und reicher Staat, der noch vielen Tausenden fleißiger Leute eine bequeme Heimath werden kann. Die diesjährige Ernte hat den großen Reichthum dieses Staates wieder auf's Neue bestätigt. Trotzdem aber hört man häufige Klagen über Verarmung der arbeitenden Klassen und Rückgang der Geschäfte. Einzelne Städte, wie Sandusky, gehen sichtlich zurück, während selbst die Hauptplätze am Eriesee, wie Cleveland, sich nur eines langsamen Emporblühens erfreuen. Nirgends findet man das frische, energische, fast wagehalsige Emporstreben des fernen Westens. Es ist daher erklärlich, daß sich schon viele Augen von Ohio weg nach dem Westen, nach Kansas, Jowa und Wiskonsin wenden; besonders Jowa hat einen bedeutenden Zuschuß seiner Bevölkerung von Ohio erhalten. Indessen rühren diese Veränderungen wohl mehr aus den eigenthümlichen amerikanischen Verhältnissen, wie aus natürlichen Bedingungen her. Die Leute wollen eben im Sturmschritt reich werden, und zu solch überteiebenen Experimenten ist Ohio schon ein zu alter Staat. Außerdem ist es wohl an der Zeit, daß dieser Staat endlich einmal aus der demokratischen Finanzwirthschaft hinauskommt, denn die Steuerlast, welche dort auf einigen Städten, wie Cleveland, Cincinnati liegt, ist enorm und übertrifft selbst die übertriebenen Steuern von Holland und England. Die Stadt Cincinnati allein bezahlt eine Steuerlast, welche das ganze Büdget des Staates Kentucky übertrifft.

An Naturschönheiten kann sich Ohio wohl mit jedem andern Staate der Union messen. Die Städte am Eriesee haben eine reizende Lage; die bewaldeten Ufer erheben sich in mäßiger Höhe über dem klaren, silbernen Spiegel des See's, und gewähren oft eine entzückende Aussicht. Das Innere des Landes ist voll der abwechselnden Naturscenen; man findet an den kleinen Nebenflüssen des Ohio eine Menge der artigsten Landschaften.

Die Schönheiten des Ohio Flußthales sind weltbekannt. Dort wird das Auge durch den Anblick hübscher, wohlgepflegter Weinberge erfreut, ein Anblick, bei dem uns heimathlich zu Muth wird. Gewiß, Ohio eignet sich seinem Klima, wie allen seinen natürlichen Bedingungen nach, vortrefflich zu einer zweiten Heimath für die Deutschen, und wenn diese noch nicht hinlänglichen Einfluß dort erlangt haben, so sind sie selbst von der Schuld daran nicht ganz freizusprechen.

Nun, wir wollen wünschen, daß dieser schöne fruchtbare Staat den Deutschen immer wohnlicher und heimathlicher werde, und daß er immer eine feste Vormauer nördlicher Freiheit und Civilisation gegen südliche Barbarei sei und bleibe. In diesem Herbste wird Ohio ein Vorspiel der großen Ereignisse des nächsten Jahres liefern, und wir können uns trotz mancher Verdrießlichkeiten der Hoffnung nicht entschlagen, daß dieses Vorspiel die Männer der Freiheit mit neuen Hoffnungen erfüllen und zu verdoppelten Anstrengungen ermuthigen werde. Mögen unsere deutschen Landsleute in der letzten Stunde noch erkennen, was ihnen Noth thut. Jedes freie Votum, welches die Deutschen in die Urne legen, wird den Nativismus entwaffnen. Wir hoffen, daß wir immer mit ungetrübtem Auge über den See herüberschauen können zu den Ufern Ohio's, daß wir noch oft von den „freien Deutschen Ohio's" hören, was dem deutschen Namen zur Ehre und der amerikanischen Freiheit zum Nutzen gereicht, und daß wir auch unsere persönlichen Freunde daselbst nicht in der Gleichgültigkeit des Lebens verlieren. Das Leben treibt uns fort und fort, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, aber wenn wir nur überall Einen Freund behalten, an den wir eine ungetrübte Erinnerung bewahren können — dann versöhnen wir uns selbst mit der Heimathlosigkeit.

Idealismus.

Die Reaktion der letzten Jahre scheint immer drohender und gewaltthätiger zu werden, und in diesem Augenblicke gerade sich in ihrem Höhenpunkte zu befinden. Die Menschheit scheint von einem leidenschaftlichen Zuge nach dem Gemeinen und Niedrigen fortgerissen zu werden bis zu jenen dunkeln Abgründen hin, wo die Habsucht ihre Sisyphusarbeit verrichtet und der unbefriedigte Ehrgeiz von Tantalusqualen verzehrt wird. Wir mögen dies Jahrhundert ein großes Jahrhundert nennen, — wir haben vielleicht ein Recht dazu — aber niemals hat eine große Zeit ein kleineres Geschlecht gesehen. Wie kann es geschehen, daß gemeine Leidenschaften, niedrige Motive und unedle Empfindungen eine so große

Reihenfolge von Fortschritten und Verbesserungen erzielen, wie dieses Jahrhundert hervorbringt? Wildnisse bevölkern sich; Eisenbahnen verbinden die Länder; der Dampf nimmt die körperliche Arbeit von dem Menschen hinweg und überläßt ihn dem Reiche des Gedankens; die Geheimnisse der Natur erschließen sich den Augen des Forschers; die Grenzen zwischen den Nationen verschwinden und auch die Grenzen zwischen den verschiedenen Klassen der Menschheit; das Menschengeschlecht fühlt sich in seiner Einheit groß u. stark, so daß es selbst der himmlischen Vorsehung nicht mehr bedarf zu seinem Glücke und seiner Größe. Aber hinter diesem massenhaften Aufschwunge aller Verhältnisse, hinter diesem gigantischen Streben der Menschheit sehen wir ein Volk von Pygmäen sich umhertummeln, dem alle Heldenhaftigkeit, aller Idealismus, alle Poesie fehlt, ein Volk von Krämern und Wucherern, von Räubern und Bettlern, deren enges Herz noch niemals von einem Strahle der Humanität durchglüht wurde. Wie läßt sich dieser Gegensatz deuten? Wie ist es möglich, daß aus dem Weltkampfe der niedrigsten Interessen und des gemeinsten Egoismus solche große Fortschritte in der Befreiung, Verbrüderung und Veredelung der Nationen hervorgehen?

Gewiß, es ist in diesen Tagen wohl nothwendig, aus dem engen Rahmen der uns umgebenden Verhältnisse herauszusehen in das weite, große Reich der Menschheit und der Weltgeschichte, damit wir wieder Vertrauen zur Menschheit, zur Zukunft und zu uns selbst gewinnen. Was wir in unserm eigenen Leben und in unsern eigenen engen Verhältnissen nicht finden, das haben wir dort zur Genüge; Leben, Freiheit, Entwickelung. Die Menschheit baut sich einen stolzen Palast ihrer Macht und Größe auf, freilich nicht aus hohen Säulen und mächtigen Felsblöcken, sondern aus kleinen, nichtsbedeutenden, verschwindenden Atomen. Man kann von der Menschheit nicht groß genug denken, sagt Herder, — und wir möchten hinzufügen: vom Menschen nicht niedrig genug. Woher diesen Gegensatz?

Was in unsern Tagen die Welt so öde und freudlos und den Menschen so schlecht und gemein macht, das ist der Mangel an Idealismus. Man hat so viel über die Ideologen und Idealisten gespottet, es war namentlich in Deutschland Mode, die Schwärmer und Träumer zu verlachen; nun, die Ideale und die Idealisten sind verschwunden, und was ist die Folge davon? Der Glaube an Gott ist dahin; — längst schon ist der große Pan gestorben, — aber mit dem Glauben an Gott schwand auch der Glaube des Menschen an sich selbst, das Selbstbewußtsein, Mitglied der großen Menschenfamilie zu sein, der echte, wahre Individualismus, der jeden Menschen in den Mittelpunkt seiner Welt stellt, der alle Fäden des menschlichen Lebens, alle Ströme der dahinrauschenden Zeit in die Brust des Menschen zurückführt. Die Innerlichkeit des

Menschen wich einer oberflächlichen, leichtsinnigen Aeußerlichkeit; der Mensch verlor sich selbst aus dem Bewußtsein, und daher hatte er auch keinen Halt mehr in sich gegen die wechselnden Erscheinungen des Lebens. Ohne Liebe zur Menschheit, ohne Vertrauen zu sich selbst, ohne das Bewußtsein eigner Kraft, suchte der Mensch in fremden, gleichgültigen Dingen die Befriedigung seines Egoismus, und das Geld wurde das allgemein gangbare Mittel, sich mit dem Leben abzufinden. Eine größere Abstraktion als diese läßt sich nicht denken: der Mensch bestimmt seinen Werth, seine Macht, seine Kraft, seine Genüsse, seine Thätigkeit, überhaupt seine ganze Innerlichkeit und Individualität nach einem indifferenten, quantitativen Verhältniß, nach einem allgemeinen arithmetischen Maaße, welches durchaus und in keinem Falle im Stande ist, irgend eine, und sei es die bescheidenste Qualität des Menschen auszudrücken. Das Geld, welches früher nur den Werth gewisser Lebensmittel bestimmte, wurde in unserm Jahrhunderte zum Werthzeichen des Lebens selbst, zum letzten und obersten Zwecke desselben. Der Mensch erniedrigte sich selbst zum Sklaven, zu einem Hausthiere, zu einer verkäuflichen Sache, indem er seinen eigenen Werth nach Geld bestimmte; „dieser oder jener Mann ist hunderttausend Thaler werth," hören wir häufig sagen, und dies ist nicht eine bloße Redensart, sondern das Zeichen eines tiefen, allgemeinen Verfalles der Civilisation. An dieser Verwechselung zwischen Zweck und Mittel ist das gegenwärtige Leben krank, und nie wird wieder Schönheit, Würde und Poesie in das menschliche Leben zurückkehren, ehe an die Stelle dieser äußerlichen und oberflächlichen Abstraktion wieder ein innerlicher, selbstbewußter Individualismus und Idealismus tritt.

Ihr Thoren, die ihr meint, man hätte in der Welt keine Idealisten und Ideale nothwendig. Sie sind nothwendiger wie das Geld, wie Wohnung und Kleidung, wie das tägliche Brod. Seht ihr hier nicht jeden Augenblick, wie öde und trostlos das Leben wird, wenn es der Ideale beraubt ist? Was nützt euch all' euer Geld und Gut, wenn ihr nicht fähig seid, eurem Leben die Weihe der Schönheit und Poesie zu geben, wenn ihr euch selbst nicht zu begreifen und empfinden versteht, wenn ihr mit euch selbst nicht jenes innige, trauliche Zwiegespräch halten könnt, das euch zur Erkenntniß eurer selbst und zur Versöhnung mit euch selbst führt. Es giebt doch am Ende nur ein einziges Glück in der Welt, und das ist die Harmonie mit sich selbst, die tiefe, innere Uebereinstimmung und Zufriedenheit des Menschen mit sich selbst, welcher alle andern Harmonien der Welt entspringen. Dieser Idealismus ist auch die einzige Quelle menschlicher Freiheit, denn wenn der Mensch sich selbst nicht als Individualität, in seiner ganzen Kraft, Würde u. Selbstständigkeit begreift, so wird er niemals den Muth haben, unabhängig und frei zu sein. Denn die Freiheit ist doch

immer eine That des Menschen selbst, und nicht nur eine Handlung der Politik oder ein Ergebniß der Weltgeschichte.

Man hört so vielfach über das amerikanische Leben und dessen Freudlosigkeit klagen! Der finstere Geist des Puritanismus ist über dieses Land ausgebreitet und verbannt die Anmuth und Heiterkeit aus dem Leben. Die Grazien fehlen unsern Zusammenkünften und Festen; die Musen weilen nicht an dem Ufer unserer silbernen Seen. Kalte Menschen mit gleichgültigen Gesichtern rennen umher, unglückliche Menschen, die nicht einmal die Fähigkeit zum Genusse und den Wunsch zur Freude haben. Wer unter Allen, denen das Bild des schönen Hellas in der Erinnerung lebt, die den Anakreon oder Hafis gelesen, die am Rheine oder Neckar ihre Jugend verlebten, wird nicht dieses Land und diese Menschen beklagen! Und doch ladet hier so Vieles zum Genusse und zur Freude ein! Aber es fehlt der eine Stein der Weisen, der Leben in öde Welten und Freude in das leere Herz zaubert, der Idealismus. Eine Religion, Einen Glauben, Einen Cultus muß der Mensch doch haben, will er glücklich sein, und diese Religion ist am Ende die Sehnsucht nach den Idealen, der Kultus des Schönen und der Glauben an sich selbst.

Unsere Zeit ist vorzugsweise die Zeit des Materialismus; nicht nur das Leben, selbst die Wissenschaft drängt dahin. Aber man begreift nicht, welch ein tiefer Idealismus eben in diesem Materialismus liegt. Die Wissenschaft hat die Identität von Stoff und Kraft, Materie und Bewußtsein bewiesen, und ebenso wie der Stoff überall Kraft äußert, muß auch die Materie überall zum Bewußtsein gelangen. Ueberall Bewußtsein, überall Gedanke, überall Idee, überall Geist und Gott: das ist der wahre Pantheismus, der uns die ganze Welt zum Gedichte vergeistigt. Wie mit einem Zauberschlage können wir die Welt, die jetzt für uns kalt und öde daliegt, mit allem Glücke und aller Poesie schmücken, wenn wir uns den Geist, den wir in unserer eigenen Brust erkennen, über sie ausschütten, und sie mit unserem eigenen Selbstbewußtsein beleben. Denn was wir von der Welt und dem Leben sehen, empfinden, genießen, denken, ist doch nur ein Reflex unseres eigenen Selbstbewußtseins, eine That unseres eigenen Ichs.

Man spricht so vielfach über die Mittel, das gesellige Leben hieselbst zu veredeln und zu verschönern. Ich glaube, das einzige Mittel ist die Veredlung unserer selbst. Philosophie und Poesie, diese gleichmäßig verspotteten und verbannten Schwestern, geben uns die Mittel zu dieser Selbstveredlung. Selbsterkenntniß ist auch hier, wie überall, der erste Schritt zum Ziele, und die Veredlung der Empfindungen durch die Poesie wird auch ein veredeltes Genießen und Leben zur Folge haben. Jeder Mensch, der sich seines Lebens mit Bewußtsein freuen will, sollte deßhalb keinen Tag vorübergehen lassen, ohne einen philosophischen Gedanken zu

denken und ein gutes Gedicht zu lesen. Dies scheint uns das beste Heilmittel gegen die Dürre und Oede der Zeit zu sein. Die Zeit ist groß und fruchtbar genug; sie ist voll großer Gedanken und poetischer Eindrücke; wir selbst müssen ihr nur gleichen.

Sittlichkeit in der Politik.

Dies Thema wird gewiß bei Manchem Befremdung erregen, denn Sittlichkeit und Politik liegen überall und besonders in Amerika so weit auseinander, daß sie kaum eine Beziehung zu einander zu haben scheinen. Von den Politikern verlangt man andere Eigenschaften als Sittlichkeit; sie müssen Klugheit, Gewandtheit, Verschlagenheit besitzen; sie müssen sich den Umständen anzupassen und die Umstände zu benutzen wissen; aber Moral und Sittlichkeit pflegt man in der Politik nicht zu suchen. Wir geben zu, daß bei der gegenwärtigen Auffassung beider Begriffe dieselben jedes Zusammenhanges entbehren: in der Politik, wie sie heutzutage getrieben wird, fehlen alle sittlichen Motive und Begriffe, aber wir glauben, daß die menschliche Bildung schon heute soweit vorangeschritten ist, daß die Begriffe Politik wie Sittlichkeit eine wesentlich andere Definition erhalten müssen, als man ihnen bisher gegeben hat. Die bisherige Auffassung der Politik beruhte durchaus auf der Lehre der Zweckmäßigkeit, der Teleologie; derjenige war der beste Politiker, der am besten seinen Zweck erreichen konnte; nach der Natur des Zweckes fragte man ebensowenig, wie nach der Beschaffenheit der Mittel. Man braucht nur die Urtheile und Reflexionen der berühmtesten Historiker durchzugehen, um zu sehen, wie einseitig dieses Verhältniß zwischen Mittel und Zweck der Beurtheilung historischer Personen zu Grunde liegt, und wie man nie nach den zu Grunde liegenden Motiven, sondern nur nach den erzielten Erfolgen das Maaß des Tadels oder der Anerkennung abwiegt. Das alte Vae victis! gilt auch in der Geschichte; wer in seinen Erfolgen glücklich war, wird ein großer Mann genannt, aber für denjenigen, welcher mit seinen Plänen nicht reüssirte, hat man mehr Worte des Tadels, als des Bedauerns. So im Kleinen, wie im Großen. Hier in Amerika, wo die Politik nicht nur in großen weltgeschichtlichen Zügen, sondern auch im kleinlichen Geschäftsgeist des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens getrieben wird, ist die Lehre von der Zweckmäßigkeit in der Politik noch überall vorherrschend. Jeder, welcher sich mit Politik beschäftigt, von dem Staatsmann, der eine Rolle in der Weltgeschichte spielen will, bis zum armseligen

Winkeladvokaten, der sich mit einem niedrigen Amte begnügt, Jeder denkt nur an den nächsten Zweck, und macht nicht nur seine Maßregeln, sondern auch seine Theorien, von diesem nächsten Zwecke abhängig. Da natürlich aber die Zwecke sich mit den Verhältnissen verändern, so werden auch die politischen Handlungen und Theorien sich von den jedesmaligen bestehenden Verhältnissen abhängig zeigen, und dieser Abhängigkeit ist auch wohl die Wandelbarkeit der politischen Ueberzeugungen und die große Dehnbarkeit der politischen Systeme in Amerika zuzuschreiben.

Wir haben schon an einem andern Orte darauf aufmerksam gemacht, wie die Wissenschaften der sittlichen Welt, Politik, Recht, Moral u. s. w. von den regenerirten Naturwissenschaften neues Licht, neue Methoden und Systeme empfangen müssen. Nachdem die Philosophie die Lehre der Transzendenz in die Lehre der Immanenz umgewandelt, d. h. nachdem sie gezeigt hatte, daß der Grund und Zweck jedes Dinges in dem Dinge selbst und nicht außerhalb desselben sei, verwandelten die Naturwissenschaften die Lehre von der Zweckmäßigkeit der Natur in die der Naturnothwendigkeit, und dies ist vielleicht der größte Schritt, den die Menschheit im Denken seit Aristoteles Zeiten vorwärts gethan hat. Die Thatsachen und Erscheinungen der Natur werden von den Naturforschern unserer Tage nicht mehr auf einen außerhalb liegenden Zweck bezogen (nicht mehr ist der Korkbaum des Stöpsels wegen erschaffen), sondern aus einem in ihnen liegenden Grunde entwickelt. Dasjenige, was der Naturforscher zu begreifen sucht, ist nicht mehr die Zweckmäßigkeit, sondern die Nothwendigkeit der Naturereignisse. Wird eine ähnliche Umänderung mit den Wissenschaften der sittlichen Welt vorgenommen, so werden wir große, staunenswerthe Erfolge sehen. Die Politik, die Aesthetik, das Recht, die Moral, die Ethik, alle diese Wissenschaften werden, auf einer neuen Basis ruhend, neue Erfolge erzielen. Dann werden wir auch von einer Sittlichkeit in der Politik reden können. Denn unsere politischen Handlungen werden dann nicht mehr durch einen vor uns liegenden Zweck bestimmt, den zu erreichen wir manche Opfer an unsern Grundsätzen und Ueberzeugungen bringen müssen, sondern wir handeln aus einer einfachen Nothwendigkeit; der Grund unseres Handelns liegt nicht in den Verhältnissen, sondern in uns selbst; wir handeln so u. nicht anders, weil dies unsere Ueberzeugung gebietet, nicht, weil wir diesen oder jenen Zweck damit erreichen wollen. Der Grund unseres politischen Handelns liegt nicht vor uns, sondern hinter uns, nicht außer uns, sondern in uns.

Dieser immanenten Politik wird man das Prädikat der Sittlichkeit geben können. Denn unter Sittlichkeit verstehen wir die Treue gegen uns selbst, ein Handeln, das mit unserer normalen Organisation übereinstimmt. Unsittlich ist derjenige, welcher gegen sich selbst unnatürlich oder inkonsequent handelt. Unsittlich in der Politik sind also alle diejenigen zu nennen,

welche den Verhältnissen zulieb gegen ihre Ueberzeugnugen handeln, die in der Politik die Lehre der Zweckmäßigkeit, nicht die der Nothwendigkeit befolgen, ihre politischen Ansichten nach den Zwecken, die sie erreichen wollen, modificiren. Die Sittlichkeit in der Politik besteht dagegen in der Treue gegen anerkannte Grundsätze, in der Befolgung der logischen Nothwendigkeit, in einer konsequenten Entwickelung der Gründe bis zu ihren letzten Folgen hin.

Eine solche Politik der Nothwendigkeit wird sich immerhin als nützlicher, wirksamer und erfolgreicher beweisen, als die Politik der Zweckmäßigkeit; die erste wird eher zum Resultate kommen, als die zweite. Denn wenn man in der Politik nichts Anderes im Auge hat, als Zwecke, so verändert sich die Politik mit den Zwecken, wie die Zwecke selbst sich mit den Verhältnissen verändern. Eine solche Politik hat keinen Halt gegen die Erscheinungen des Lebens; sie schwankt hierhin und dorthin, je nachdem es für den Augenblick „zweckmäßiger" zu sein scheint, und verliert bei diesem Umhertappen nach vorübergehenden Urtheilen selbst endlich den eigentlichen Zweck aus dem Auge. Eine gewisse Rath- und Planlosigkeit wird die nächste Folge eines solchen Benehmens sein; man wird zweifeln, welchen Weg man gehen soll, um zum Zwecke zu gelangen, und die verschiedensten Combinationen werden nacheinander versucht werden, je nachdem die Verhältnisse eine neue Chance darbieten. Etwas Anderes ist es jedoch mit der strengen, graden, regelmäßigen Politik der Nothwendigkeit. Da hier dem politischen Handeln ein inneres Gesetz, eine strenge, unwandelbare Nothwendigkeit zum Grunde liegt, eine Nothwendigkeit, unter welche sich am Ende die Verhältnisse selbst beugen müssen, so kann hier von einem Schwanken, Zweifeln und Zögern nicht die Rede sein; der Mensch geht den Weg, den er vermöge seiner geistigen Organisation gehen muß; er ist über alle Verwirrungen der Zeit, über alle Leidenschaften der Parteien erhaben, und wird niemals in die traurigeGefahr kommen, seinen eigenen Ueberzeugungen Zwang anthun zu müssen. In dieser Einheit des Menschen mit sich selbst, in dieser Uebereinstimmung der Handlungen mit den Ueberzeugungen, beruht der Charakter des Menschen, eine Eigenschaft, die den Menschen souverän macht über alle Verhältnisse des Lebens und allein im Stande ist, ihm Freiheit und Unabhängigkeit zuzusichern. Eine solche charakterfeste, prinzipielle Politik wird sich dann am Ende auch als die zweckmäßigste erweisen, weil sie die natürlichste ist und am meisten mit dem Organismus des Menschen und mit der Naturnothwendigkeit übereinstimmt. Ebenso wie in der Natur dem Frühling der Herbst und der Aussaat die Ernte folgt, ebenso wird in dem naturgemäßen Leben der Menschheit jedem Keime die Frucht folgen und jedem berechtigten Streben ein entsprechender Erfolg zu Theil werden, ohne daß man etwas Anderes nothwendig hat, als den Weg der Ehre und der Pflicht zu gehen und seinen

eigenen Ueberzeugungen treu zu bleiben. Die Geschichte beweist uns dies. Die größten Resultate, welche in der Politik, im Kriege, in der Wissenschaft oder auf irgend einem andern Gebiete errungen sind, wurden durch solche Leute errungen, welche einem inneren Drange, einer unabwendbaren Naturnothwendigkeit folgten; — nicht durch jene macchiavellistischen Politiker oder durch jene transzendentalen Doktrinäre, welche jede ihrer Handlungen, jeden ihrer Gedanken auf eine bestimmte Absicht und einen außerhalb liegenden Zweck bezogen. Wehe dem Menschen, der nicht schon in seiner eigenen Brust diese Macht der Nothwendigkeit gefühlt hat, der nicht die Wahrheit jener Luther'schen Worte empfand: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders," der das Gesetz der Natur in seiner eigenen Brust nicht kennen gelernt hat. Ihm entgeht das Bewußtsein seiner eigenen Freiheit u. Würde.

Diese Bemerkungen drängten sich uns besonders in den letzten Tagen häufig auf, als wir namentlich unter der deutschen Bevölkerung ein so großes Schwanken und Schaukeln der öffentlichen Meinung sahen, und so vielfache Beweise davon erlebten, daß momentane Verhältnisse mächtiger waren, als Grundsätze und Ueberzeugungen. Im vorigen Jahre war ein erfreulicher Aufschwung der liberalen Ideen und Bestrebungen unter der deutschen Bevölkerung zu bemerken, aber die Nichtswisserbewegung hat einen großen Theil dieser Bestrebungen wieder aus dem Gleise gebracht, und es ist eine Zerfahrenheit und Unentschiedenheit der öffentlichen Meinung eingetreten, welche gerade in dieser wichtigen Entwickelungsperiode der amerikanischen Geschicke doppelt zu bedauern ist. Es scheint, als wenn die Politik der meisten Deutschen nicht durch innere Gründe, sondern durch äußere Verhältnisse bestimmt würde; sonst wäre es nicht möglich, daß die Furcht vor Knownothings und Temperenzlern solche Verheerungen in dem politischen Bewußtsein der Deutschen anrichten könnte, wie wir gegenwärtig beklagen. Die Deutschen scheinen noch sehr an jener Politik der Zweckmäßigkeit zu leiden, welche wir eben geschildert haben, und wir haben genügende Gelegenheit zu sehen, daß diese Politik, welche sich bloß nach vorübergehenden Zwecken und Veranlassungen richtet, selten ihrem Zwecke gemäß ist und denselben erreicht. Viele Deutsche halten es gegenwärtig für zweckmäßig, mit der demokratischen Partei zu stimmen, um der Knownothing-Gefahr zu entgehen. Sie geben sich mit der Thatsache der Sklaverei zufrieden und unterstützen dieselbe durch ein demokratisches Votum, bloß, um mit dem Temperenzgesetze verschont zu bleiben. Dies nennen wir eine *unsittliche Politik*, nämlich, eine Politik, die dem eigenen Gewissen und der eigenen Ueberzeugung widerspricht. Es ist die Ueberzeugung jedes denkenden Menschen, daß die Sklaverei eine abnorme Erscheinung ist, welche weder zu einem republikanischen Staatswesen noch zu der Civilisation dieses Jahrhunderts paßt, und daß namentlich Amerika durch die Aus-

breitung und Propaganda dieses Institutes den größten Gefahren für die Zukunft entgegengeht. Diese Ueberzeugung machte sich in Folge der Nebraskabill auch unter der deutschen Bevölkerung überall geltend; dieselbe legte ihr Votum gegen die Sklaverei und die demokratische Partei in die Urne. Was in aller Welt veranlaßt sie nun, heute von dieser Ueberzeugung abzuheben und sich wieder zu einem Prosklaverei-Votum bewegen zu lassen? Sind heute nicht dieselben Gründe gegen die Sklaverei vorhanden, wie gestern? Ist heute nicht die demokratische Partei ebenso schlecht, wie im vorigen Jahre? Warum denn dieses Schwanken der Handlungen, wo doch die Gründe und Ueberzeugungen dieselben bleiben? Wie kann man der Nichtswisserbewegung einen so großen Einfluß auf unsere Handlungen einräumen, daß dieselben in direktem Gegensatze zu unseren Ueberzeugungen stehen? Können politische Constellationen, so gefährlich und unangenehm sie auch immer sein mögen, aus Weiß Schwarz und aus Schwarz Weiß machen?

Wir glauben, daß überhaupt der größte Fehler der amerikanischen Politik darin besteht, daß man sich mehr nach den Bedürfnissen einer speciellen Wahl, als nach den allgemeinen Grundsätzen und Ueberzeugungen richtet? Der Amerikaner will einen speziellen Punkt durchsetzen, und opfert demselben sein ganzes politisches System. Die Gründe seiner Politik liegen nicht in den vorliegenden Thatsachen, sondern in den Erfolgen, welche er damit zu erreichen denkt. Man nennt diese Politik „praktisch“, aber in der Wirklichkeit ist sie sehr trügerisch. Sie verändert sich mit den Bedürfnissen des Tages und hat kein Halt und keine Kraft in sich selbst. Es ist keine innere Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit darin vorhanden, und ohne das Bewußtsein derselben wird kein Mensch und keine Partei Großes und Entscheidendes leisten können. Daher der Mangel an politischen Charakteren und politischer Originalität in Amerika; daher die Veränderlichkeit der öffentlichen Meinung, die Corruption und Unsittlichkeit in der Politik. Es ist daher nothwendig, auch die Politik auf die Gesetze der Natur und die Naturnothwendigkeit zurückzuführen, und aus der Beobachtung der politischen Thatsachen die politischen Urtheile zu entwickeln, nicht dieselben aber zu momentanen Zwecken abzurichten und zu verunstalten. Ein solches Verfahren steht mit allen Resultaten der modernen Wissenschaften in Uebereinstimmung, und wird der Politik, diesem bisher so freudlosen und zweideutigen Wesen, den Charakter der Gewissenhaftigkeit und Sittlichkeit geben.

Die freie Schule.

Wir finden in der ersten Nummer der Beyschlag'schen „Schul- und Jugendzeitung", einem Unternehmen, das wir mit Vergnügen begrüßen, folgenden Passus: „Die freie Schule soll keine sektionelle oder nationelle, sondern eine allgemeine sein. Daß sie gerade von uns Deutschen ausgeht, kommt nur davon her, daß wir eine wirklich freie Schule unter den Amerikanern zur Zeit nicht antreffen." Abgesehen davon, daß es mit unsern freien deutschen Schulen noch mangelhaft und spärlich genug bestellt ist, glauben wir, daß der Vorwurf, daß die Amerikaner noch keine wirklich freie Schule hätten, sich nur auf gewisse Einzelheiten und Mißbräuche bezieht, nicht aber auf das Fundament des amerikanischen Schulsystems selbst. Wir haben schon oft die Ansicht vertreten, daß uns Deutschen nichts Anderes übrig bleibt, als uns dem amerikanischen Schulsysteme anzuschließen, sowohl in unserm eigenen Interesse, welches ein allgemeines öffentliches und systematisches Erziehungssystem verlangt, als auch im Interesse der amerikanischen Freischulen, welche durch eine Betheiligung der Deutschen jedenfalls an Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit gewinnen würden. Das amerikanische Freischulsystem hat eine tüchtige Basis, welche nur konsequent befolgt zu werden braucht, um allen unsern berechtigten Anforderungen zu entsprechen. Die einzelnen Mängel und Fehler, welche wir daran auszusetzen haben, sind überall und allenthalben einer Abhülfe fähig, sobald wir nur selbst mit Hand anlegen wollen und unsere Kräfte und Mittel nicht in Sonderbestrebungen ableiten wollen. Auf diesem Gebiete geben uns die Amerikaner am Ende eher nach, als anderswo; hier können wir uns leicht und schnell nationalisiren und amerikanisiren in der wahren Bedeutung des Wortes, d. h. zu freien Bürgern einer freien Republik machen. Auf dem Gebiete der Volkserziehung können wir leichter Einfluß gewinnen und Reformen erzielen, als in der Politik; der Amerikaner wird hier gern unsere Berechtigung und Befähigung anerkennen; dafür zeugen die Aussprüche der angesehensten und einflußreichsten amerikanischen Schulmänner. Dies Feld liegt uns Deutschen unter allen amerikanischen Verhältnissen am nächsten. Wir glauben, daß wir hauptsächlich auf zwei Punkte unsere Aufmerksamkeit und Agitation richten müssen, einmal auf die Befreiung der Freischulen von allen religiösen und konfessionellen Einflüssen und dann auf die Vertretung der deutschen Sprache in den amerikanischen Schulen. Durch eine solche Agitation, welcher die Amerikaner am Ende nicht so feindselig gegenüberstehen würden, könnten wir gewiß mehr leisten, als durch Gründung sogenannter deutscher Schulen, die trotz vieler persönlicher Opfer am Ende doch nur Privatanstalten von geringer Bedeutung sind.

Was den ersten Punkt anbetrifft, die Befreiung der Schule von confessionellen Einflüssen, so tritt uns hier das Geschrei der Knownothings: „Bibel in den Freischulen" entgegen, aber wir halten dies Geschrei nicht für gefährlich. Unter allen nativistischen Vorurtheilen ist gewiß dieses am leichtesten zu widerlegen. Jeder Amerikaner, der es wirklich gut mit der Schule meint, — und wir glauben, daß dieß die große Mehrzahl thut, — kann leicht zu der Einsicht gebracht werden, daß die Bibel zu Allem gut sein mag, nur nicht zu einem Lesebuch für Kinder, welche einer einfachen und verständlichen Lektüre bedürfen. Man kann die Amerikaner leicht darauf aufmerksam machen, daß der nationale, allgemeine Charakter der Staatsschule durch die Einführung der Bibel verwischt werde, und dieselbe dadurch zu einer Sektenanstalt herabsinke. Man kann den katholikenfeindlichen Nativisten überzeugen, daß er gerade dadurch, daß er durch Beibehaltung der Bibel die katholische Kinder von der Staatsschule fern hält, dem Katholicismus eine große und gefährliche Gewalt einräumt, nämlich das ganze Departement der Erziehung über seine Angehörigen. Man kann auf die Constitution hindeuten, welche Nichteinmischung des Staates in die Religion befiehlt, u. verbietet, religiöse Gesetze zu machen. Tausend Gründe und Beweise sind an der Hand, um gegen dieses Vorurtheil anzukämpfen, und es ist nur nothwendig, diese Gründe und Beweise zu benutzen, um das schädlichste Vorurtheil, das auf den Freischulen lastet, zu verbannen. Wenn man einmal mit diesem Stein des Anstoßes fertig ist, so wird man auch den zweiten Punkt zur Erledigung reif finden. Weßhalb wir den Unterricht in der deutschen Sprache für die englischen Freischulen verlangen, dafür lassen sich die gewichtigsten Gründe anführen; wir verweisen hier auf einen trefflichen Bericht des Richter Stallo an den Schulsuperintendenten von Ohio, der seiner Zeit im „Westboten" veröffentlicht wurde und leider nicht die gehörige Beachtung gefunden zu haben scheint.† Herr Stallo macht in diesem Berichte darauf aufmerksam, daß wir nicht vom nativistisch-deutschen Standpunkte dies Verlangen stellen, sondern vielmehr nur, um den allgemeinen, populären Charakter der Schule zu bewahren; daß wir die deutsche Sprache nicht deßhalb gelehrt wissen wollen, weil sie gerade unsere Sprache ist, sondern weil diese Sprache den reichsten Schatz der Literatur und Wissenschaft enthält, und dann auch, weil das Erlernen einer fremden Sprache fur die amerikanischen Zöglinge das einzige Mittel ist, die Eigenthümlichkeiten und den Bau ihrer eigenen Sprache kennen zu lernen. Zwei Sprachen überhaupt sollten von jedem gebildeten Menschen gesprochen werden, und unter allen lebenden Sprachen passen vielleicht keine so gut zusammen, wie die deutsche und die eng-

† Wir ersuchen Herrn Beyschlag, diesen Bericht in seiner Schulzeitung zu veröffentlichen.

lische, da die eine gewissermaßen die Ergänzung und Fortsetzung der andern genannt zu werden verdient. So ist es auch schon in einigen Staaten, wie z. B. in Ohio, verordnet, daß deutsche Lehrer in den amerikanischen Freischulen angestellt werden, und in Cincinnati z. B. finden wir in jeder Freischule einen wissenschaftlich gebildeten deutschen Lehrer. Daß damit viel mehr erreicht wird, als mit der Errichtung besonderer deutscher Freimännerschulen, liegt auf der Hand. Wir verhehlen nicht, daß bei dem Zustande mancher amerikanischen Freischulen eine deutsche Schule ein lokales Bedürfniß sein mag; wir anerkennen auch gern die ausgezeichneten Leistungen einiger freien deutschen Schulen, wie z. B. der deutschen Schule in der ersten Ward von Milwaukie, die bewunderungswürdige Resultate erzielt hat. Aber trotzdem glauben wir, daß der eingeschlagene Weg nicht der richtige ist. Die Volksschule muß vor Allem eine Schule des ganzen Volkes sein, allgemein, Allen zugänglich und für Alle verbindlich, ein staatliches Institut, und keine private Anstalt! Dies ist in Amerika noch mehr nothwendig, wie in Europa, weil hier die verschiedensten Elemente der Abstammung, wie der Religion nach, sich zu einem Volksganzen verschmelzen müssen. Wir haben schon angedeutet, daß der Prozeß des Amerikanisirens — ein Prozeß, der am Ende für Jeden, der in diesem Lande für sich und seine Familie eine Heimath gründen will, unumgänglich nothwendig ist, — am besten und zweckmäßigsten in der Volksschule vorgenommen werden kann, daß hier die Abkömmlinge der verschiedensten Nationen schon in frühester Jugend sich als Glieder Einer menschlichen Gesellschaft und Eines Staates betrachten lernen. In dieser Beziehung stimmen wir also vollständig mit den Amerikanern überein, und können, wenn wir deßfallsige Wünsche geltend machen, auf Bereitwilligkeit und Geneigtheit von Seiten unserer amerikanischen Mitbürger rechnen. Wir sind gerade nicht geneigt, die Aemterjägerei unter den Deutschen zu verbreiten und zu empfehlen, aber wir glauben, daß es uns mehr Ehre machen würde, wollten wir deutsche Candidaten zu Schulämtern aufstellen, als zu verschiedenen andern Posten. Wiskonsin z. B. hat eines der wichtigsten Staatsämter, das eines Staatsschatzmeisters, gewöhnlich von Deutschen besetzt, und ich denke, daß die Amerikaner den Deutschen noch lieber das Amt eines Staatsschulsuperintendenten, als das eines Schatzmeisters überlassen würden. Ebenso könnten die Deutschen in städtischen und County-Wahlen ihren Einfluß bei Besetzung der Schulämter nicht genug geltend machen. Eine solche Agitation wäre am Ende das beste Annäherungsmittel zwischen Deutschen und Amerikanern, und würde uns den Amerikanern gegenüber nützlich und unentbehrlich machen. Denn im Schulwesen kann der Deutsche, der die wissenschaftlichen Schulen seines Heimathlandes durchgemacht hat, mehr leisten und bessere Rathschläge geben, als der Amerikaner. Nach dieser Seite muß

und kann noch viel gethan werden. Man macht durch das ganze Land jetzt Agitation gegen das Maine Law, bildet Vereine, stellt Anwälte an, stiftet Zeitungen, führt Processe und hält Reden: warum agitiren wir nicht einmal die Schulfrage in derselben Weise? Ist das Thema vielleicht nicht ebenso wichtig und dringend? Liegt hier nicht gerade das beste Widerstandsmittel gegen den Nativismus? Kann uns Etwas mehr zur Ehre u. zum Vortheil gereichen, als wenn wir die Reformatoren des amerikanischen Schulwesens werden? Paßt Etwas mehr zu der Geschichte des deutschen Volkes und zu seiner historischen Mission. In dieser Beziehung kann mit geringeren Mitteln mehr geleistet werden, als durch die Stiftung besonderer deutscher Freischulen, die trotz aller Vortheile, welche sie bieten, und Opfer, die sie kosten, doch den amerikanischen Staatsschulen gegenüber nur den Rang einer Secten- oder Privatschule einnehmen.

Wir legen diese Fragen einstweilen einmal dem Publikum vor und versprechen, unsere Stellung hierselbst so gut, wie möglich, für die Betheiligung der Deutschen an dem amerikanischen Schulsysteme und für die Anstellung deutscher Lehrer daselbst zu benutzen. In Michigan ist dies am Ende nicht ganz so schwer, da dieser Staat viele gebildete Amerikaner zählt, die der organischen Entwickelung des Freischulsystems günstig gestimmt sind. Ein Beweis davon ist die Staatsuniversität, die von dem Geiste der deutschen Wissenschaft beseelt ist. Michigan hat schon lange nach der Ehre gestrebt, eine Vormauer der Civilisation im amerikanischen Westen zu sein, und wir wollen mit unseren schwachen Kräften auch dahin streben, diesen Wunsch erfüllen zu helfen.

Rösler und Loose.

Die Leser wissen, was diese Namen bedeuten. Sie bedeuten die alte, tausendjährige Wahrheit, daß der Fluch der Armuth und des Elendes auf jeder Freiheitsbestrebung und jedem freien Manne liegt. Es scheint, als wenn die Schwelle der Freiheit mit Gift bestreut wäre, als wenn Liebe zur Freiheit und Glückseligkeit ewig feindliche Begriffe wären, die sich immer fliehen und einander abstoßen. Ein düsteres, feindliches Verhängniß scheint über jedem Menschen zu schweben, der sich um die Bildung und Aufklärung seiner Mitbürger kümmert. Die Kämpfer der Freiheit sind auch die Opfer derselben. Wie Viele von denen, die 1848 und 1849 für die Sache des Volkes und der Freiheit in die Schranken traten, haben wir schon untergehen sehen; was Pulver und Blei, was die Stickluft der Kasematten nicht hinwegnahm, das tödtete das Exil und das Elend. Und

nicht nur das. Eine gemeine, gleichgültige Menge lacht in stumpfer Rohheit über die Menschen, die von Freiheit zu sprechen wagen, die noch etwas Höheres kennen, als den Dollar und den Cent. Vae victis! so heißt es heute noch, wie vor tausend Jahren. Auch Rösler und Loose gehörten zu denen, welchen das Schicksal diesen Verdammungsspruch zugerufen hat. Beide waren thätige Theilnehmer an den revolutionären Bewegungen der letzten Jahre, und gehörten jener entschiedenen Richtung an, welche die richtigen Mittel zum Zwecke erkannte und wollte. Die Schicksale beider Männer sind bekannt. Während Rösler im Frankfurter Parlamente der entschieden republikanischen Partei angehörte, bewegte sich Loose als ächter Volksmann, als der treue, unermüdliche Freund der Arbeiter, unter dem Volke, wo er eine große Popularität und feurige Beredsamkeit für die Sache der Freiheit verwandte. Loose war mit Ronge, Wislicenus und Anderen ein Vorkämpfer auf dem Gebiete religiöser Aufkläung gewesen; er hatte erst in Schlesien, dann in Neustadt in der Pfalz eine freie Gemeinde geleitet, und es wird noch Mancher dort seiner in dankbarer Erinnerung gedenken. Er besaß etwas von jenem Fanatismus der Freiheit, der revolutionäre Männer und Perioden kennzeichnet, und gehörte immer den extremsten Richtungen an. In dem badisch-pfälzischen Kriege war Loose einer der energischsten und thätigsten Fuhrer; er wurde mit dem Insurrektionsplane in Würtemberg beauftragt, und Niemand, der mit den Thatsachen bekannt ist, wird das Mißlingen dieser wichtigen Bewegung auf seine Rechnung setzen. Der große Monsterproceß gegen die Würtemberger Insurgenten trug seinen Namen. In die Schweiz geflüchtet, konnte er es nicht aushalten, seine Familie darben zu sehen; er kehrte nach Würtemberg zurück, und wurde dort mehrere Jahre auf dem Hohenasperg gefangen gehalten. Es ist leicht erklärlich, daß dort in der Einsamkeit des Gefängnisses, bei dem Gedanken an sein unglückliches Vaterland und seine darbende Familie, sich in dem ungestümen, leidenschaftlichen Manne der Keim zu jener Krankheit ausbildete, welche die Geisteskräfte des so hochbegabten und kenntnißreichen Mannes zerstörte. Aus dem Asperg entlassen, kam Loose nach Amerika, und hier sollte der Kelch des Leidens für ihn bis zum Uebermaße gefüllt werden. Wäre Loose ein Wirth oder Bierbrauer geworden, so hätte er wohl nicht die Tage der Armuth und Entbehrung durchleben müssen, welche dem Erzieher der Jugend und dem Prediger der Freiheit zu Theil wurden. Erst in Williamsburg, dann in Milwaukie als Prediger einer freien Gemeinde und als Lehrer an einer freien Schule angestellt, hatte er das gewöhnliche Schicksal eines Lehrers, die Armuth, zur Genüge; auch er hatte oft Gelegenheit, sich an den alten Vers zu erinnern:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß."

Da verdüsterte sich der helle Geist immer mehr und mehr, und als

noch schwere Krankheitsfälle hinzukamen, da wiederholten sich die Anfälle von Wahnsinn, an denen er schon früher zweimal gelitten hatte, und es ist jetzt so weit gekommen, daß Loose in Ermangelung eines Irrenhauses dem Armenhause von Milwaukie County übergeben worden ist. Doch geben wir immer unsern Freund noch nicht verloren; wir geben immer noch nicht die Hoffnung auf, daß er gerettet und geheilt werden könne. Dazu ist aber eine fortdauernde, bereitwillige Theilnahme des Publikums nothwendig, und wir halten es für die Pflicht der Presse, die Erinnerung immer und immer wieder auf diese Ehrenpflicht gegen einen Märtyrer der Freiheit hinzulenken.

Rösler hatte sich auch an den Insurrektionsversuchen in Würtemberg betheiligt, und wurde nach gewaltsamer Auflösung des Rumpfparlamentes verhaftet und auf den Asperg geschleppt. Die preußische Regierung verlangte seine Auslieferung, und es war nur zu wahrscheinlich, daß die zu diesem Zwecke gepflogenen Unterhandlungen mit der Auslieferung und Hinrichtung Rösler's geendigt haben würden, wenn nicht eine kühne und interessante Flucht, bei der Rösler u. seine Frau ebensoviel Heldenmuth, wie Klugheit an den Tag legte, ihn befreit hätte. Rösler pflegte die romantische Geschichte jener Flucht gerne zu erzählen, und man hörte ihm auch gerne dabei zu. Damals freilich, als die Beiden, dankbar wegen der Rettung, über den friedlichen Bodensee dem sicheren Schweizer-Asyle entgegen ruderten, damals hat gewiß die muthige Frau Rösler's die traurigen Wittwentage am fernen Mississippi nicht geahnt. In Amerika versuchte Rösler zuerst sein früheres Fach, das Schulfach, u. da er darin mit den in Amerika gebräuchlichen und oft unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen hatte, verlegte er sich auf die Journalistik. Da er indessen zur Partei der Whigs sich gesellt hatte, die damals bei den Deutschen sehr in Verruf war, — und wohl nicht ganz mit Unrecht, denn die Whigs hatten gerade damals das Sklavenauslieferungsgesetz erlassen, — so fanden seine literarischen Arbeiten Anfangs wenig Anklang, bis daß durch die Veränderung der Politik und Parteien das Publikum ihm geneigter wurde, und er durch einige vorzügliche Arbeiten sich einen großen Ruf erwarb. Trotzdem, daß sein Blatt, die „Quincy Tribune", an politischen Mißständen zu Grunde ging, würde Rösler doch bald wieder einen großen Leserkreis um sich gesammelt haben, wenn der Tod ihn nicht abberufen hätte. An seinem Grabe schweigen die Verläumdungen, mit denen man sein Leben überhäuft hatte, still, und die Deutschen hier, wie drüben, bedauern einen „guten Mann."

Wir brauchen wohl nicht die Subscriptionen für beide Familien zu befürworten. Traurig genug, daß sie nothwendig sind. Traurig genug, daß das Zeichen von Freisinnigkeit, Geist und Charakter die Armuth und die Sorge ist.

Nun, wir haben der großen Rechnung, welche wir noch einmal drüben abzumachen haben, zwei neue Namen hinzuzufügen. Der Weg zur Freiheit ist durch eine lange Reihe von Gräbern bezeichnet; welchen Namen wird man auf das nächste Grab schreiben?

Die Zukunft Deutschland's.

Niemals, selbst nicht in den Tagen von Canossa und der Napoleonischen Unterjochung, hat Deutschland eine so traurige Rolle gespielt, wie in dem gegenwärtigen Weltkriege. Es handelt sich dabei speciell um deutsche Interessen, um die Donaumündungen, Donaufürstenthümer u. s. w., Deutschland ist das nächste Angriffsobjekt der russischen Eroberungspolitik, sobald einmal die ottomanische Macht gebrochen ist: aber Deutschland zieht sich ängstlich vor dem Kampfe zurück, und wagt nicht, sein Schwert zum Schutze seiner Grenzen und Interessen zu ziehen. Die Motive dieser passiven Politik sind in nichts Anderem zu suchen, als in russischen Einflüssen, die sich an den Residenzen der kleinsten deutschen Raubritter, wie auf den Höfen der beiden Großmächte kund geben, und in der inneren Uebereinstimmung des bürokratischen und militärischen Despotismus der deutschen Staaten mit russischem Absolutismus. Einen so traurigen Anblick aber auch der gegenwärtige Zustand Deutschlands bietet, so ist es doch bei der Art und Weise, wie die Westmächte den Krieg führen, kaum zu beklagen, daß Deutschland nicht in einen Krieg verwickelt wird, der, mit unzulänglichen Mitteln geführt, kaum die Möglichkeit eines Erfolges zeigt. Dieser Krieg, welcher die Geschicke Europa's entscheidet, wird mit einer Lauheit und Mattigkeit geführt, die mehr Opfer an Geld und Leuten kostet, als ein rascher, entschiedener, gewaltsamer Operationsplan. Da ist es denn immerhin gut, daß deutsche Heere nicht nutzlos vor Sebastopol geopfert werden. Man wird das deutsche Blut und Geld noch einmal anderswo nothwendig haben. Es ist vorauszusehen, daß der Krieg nicht an den Mauern von Sebastopol zerschellt, sondern sich näher liegende und wirksamere Schlachtfelder sucht. Da wird nun wieder Deutschland das Terrain abgeben, auf welchem die Nationen Europa's ihre Leichen umherstreuen. Es ist vorauszusehen, daß Deutschland in den Mittelpunkt des Kampfes treten wird, sobald derselbe einen mehr prinzipiellen Charakter annimmt und zu einem Revolutionskriege wird. In Deutschland selbst wird der Krieg dann direkt zu einem Parteikampfe, den die absolutistische und republikanische Partei mit einander auskämpfen. Sobald der Krieg

den Rhein überschreitet, wird der Krieg der Nationen und Dynastien ein Krieg der Parteien und Prinzipien. Dann und nur erst dann ist es möglich, den letzten Trumpf, mit dem die englischen Blätter schon jetzt zu drohen wagen, auszuspielen, und den Krieg der Nationalitäten ausbrechen zu lassen. Es ist lächerlich, wenn man schon jetzt von einer Schilderhebung in Polen, Ungarn und Italien spricht. Eine Insurrektion in Italien würde zur Zeit und ehe noch in Deutschland revolutionäre Bewegungen auftauchen, nichts als ein blutiges Possenspiel sein, und in Ungarn und Polen ist nichts zu machen, wenn die Revolution daselbst nicht in Deutschland Hintergrund und Basis hat. Alle die Prophezeihungen und Proklamationen von Kossuth und Mazzini entbehren der Wirkung und der Wahrheit, weil sie diesen wichtigsten Punkt übersehen. Deutschland ist schon durch seine jetzigen politischen Verbindungen,—die vielleicht nicht allein das Resultat dynastischer Erbschleicherei und macchiavellistischer Eroberungspolitik sind, sondern auch ihre natürlichen Ursachen haben,—der Schlüssel von Italien, Ungarn, Polen, und die bisherigen Befreiungsversuche dieser Nationen standen bisher immer mit politischen Bewegungen in Deutschland in Verbindung. Deutschland deutet schon in seiner gegenwärtigen Gestalt die Rolle an, welche es künftig und vielleicht schon in der nächsten Zeit spielen wird, nämlich, daß es den Schwerpunkt der europäischen Geschicke, das Centrum der politischen Bewegung, die Basis des europäischen Staatsgebäudes wird. Es ist leicht, aus einer Vergleichung Deutschlands mit den andern europäischen Staaten dieses Resultat zu ziehen. Frankreich, welches bisher den Schwerpunkt der europäischen Politik bildete, steigt sichtlich von der Höhe seiner historischen Bedeutung herunter; die Geschichte der letzten Jahre, besonders des Staatsstreiches, beweist die große moralische Entkräftung dieses Volkes; mehr noch, wie dieses, beweist die Unfähigkeit der Franzosen, Kolonien zu gründen, — eine Unfähigkeit, welche in Amerika, wie in Afrika offenkundig geworden ist, — daß dieses Volk keine feste Basis und keine große Zukunft mehr hat. Frankreich wird, aller Voraussicht nach, ebenso wie Spanien, von dem Range der ersten Weltmacht bis zu einem Staate zweiten Ranges heruntersteigen, und schon die einzige Thatsache, daß Frankreich ein katholisches Land ist, ist vielleicht im Stande, dies zu erklären. Die romanischen Nationen, die Völker des Mittelmeeres, scheinen überhaupt unter dem Einflusse der Weltmeer-Politik u. der oceanischen Völker zu verschwinden. England's politische Größe, der Ruhm seiner Verfassung, die Furcht vor seiner Marine, scheint auch in den letzten Jahren ziemlich gelitten zu haben; das Fundament des englischen Staatsgebäudes ist unterwühlt, und sein außereuropäischer Einfluß verringert sich sowohl in Nordamerika, wie in Asien. Außerdem ist es eine politische Nothwendigkeit, daß der Schwerpunkt der europäischen Politik mehr nach dem Osten zurückgedrängt werde,

damit Rußland an seinem gefährlichen Uebergewicht verliere. Polen und Ungarn, die Vormauern gegen russische Barbarei, sind vielfach aus deutschen Elementen und von deutschen Einflüssen durchkreuzt, und diese Einflüsse werden sich noch verstärken, wenn beide Länder von der Suprematie Rußland's befreit und von den politischen Ideen des westlichen Europa's geleitet werden. So wird denn Deutschland als der Mittelpunkt Europa's dastehen, als die Basis jener großen Verbrüderung freier Völker, welche die europäische Demokratie unter dem Namen Völkerbund zu ihrem Losungswort gemacht hat. Diese Idee eines Völkerbundes, welche den Amerikanern noch fremd zu sein scheint, ist in Europa schon ziemlich populär: Männer, wie Göthe, Humboldt, haben diese Idee schon längst ausgesprochen, und sie ist heute in dem Programme jedes europäischen Revolutionärs enthalten. Der Socialismus der Staaten und Völker ist ebenso naturgemäß und nothwendig, wie der Socialismus der Individuen, und nach demselben Naturgesetze, nach welchem sich die Individuen zu staatlichen Gesellschaften vereinigen müssen, werden auch die Nationen sich zu einem großen Völkerbunde verbrüdern, nach den Gesetzen der Gleichberechtigung und Freiheit. Dies ist die einzig mögliche Lösung jener Bestrebungen der Friedensfreunde, welche Kriege durch ein Schiedsgericht der Nationen unmöglich machen wollen; dies ist die wahre und wirkliche Realisirung jener christlichen Verheißung: „Es soll nur Ein Hirt und Eine Heerde sein." Die Menschheit soll sich als ein Ganzes erkennen, in welchem jedes Individuum gleiche Rechte und Pflichten hat, und alle nur Eine Aufgabe und Ein Ziel verfolgen. Dies wird die höchste und oberste Organisation des Menschengeschlechts sein, die schönste und vollendetste Harmonie, welche die Natur hervorzubringen fähig ist. Als den ersten Träger und Vorkämpfer dieser großen Idee können wir kühnlich Deutschland nennen, das vielfach zerrissene und von feindlichen Brüdern bewohnte Deutschland, dem trotz seiner jetzigen Erniedrigung doch noch eine große Zukunft blüht, eine Zukunft, welche sich vielleicht schon in der nächsten Zeit der erstaunten Menschheit zeigen wird. Es mag sein, daß ein gewisser Nationalitätsstolz unsere politischen Ideen verdunkelt, wenn wir glauben, daß Deutschland mehr zur politischen Freiheit befähigt, mehr darauf angewiesen ist, den starken, festen Mittelpunkt der europäischen Föderation zu bilden, als irgend ein anderes Land in Europa. Wir gehen von der Ueberzeugung aus, daß die Begriffe Bildung und Freiheit in Wechselwirkung stehen, und daher vertrauen wir fest der politischen Zukunft Deutschland's. Nur Deutschland kann Europa die Garantie des Friedens, der Ruhe und der Freiheit geben, denn Deutschland ist das einzige Land, das seine politische Hegemonie nicht zur Unterdrückung schwächerer Nachbarn mißbrauchen wird.

Die Karte des zukünftigen Europa, die vielleicht anderswo, als in

Paris, gezeichnet werden wird, zeigt uns Deutschland als den Mittelpunkt eines Kreises von Republiken, welche mit Deutschland entweder durch dieselbe Abstammung, durch eine verwandte Sprache oder übereinstimmende Interessen im Zusammenhange stehen. Die Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen, die deutschen Ostseeprovinzen, Polen, Ungarn, die Donauprovinzen, endlich Italien: alle diese Staaten werden, wenn einmal der große Kampf gekämpft ist, den Schutz und die Garantie ihrer eigenen Freiheit in der Freiheit Deutschland's finden. Deutschland ist der natürliche Mittelpunkt dieses Völkercomplexes, welcher weder in Paris, noch in London, noch in St. Petersburg sein Centrum suchen kann. An diese Föderation werden sich dann im weiteren Kreise die übrigen europäischen Staaten anschließen, so daß der politische Organismus naturgemäß von dem Innern, von dem Herzen Deutschland's ausgeht, wo alle Fäden des politischen Lebens zusammenlaufen. Deutschland ist für sich selbst schon ein Bild von ganz Europa; es bildet heutzutage schon annäherungsweise die Musterkarte der europäischen Nationalitäten; es vereinigt russische und französische, italienische und englische Elemente in sich; Deutschland ist ein kosmopolitisches Land, dessen Herz von den Ideen und Bestrebungen der ganzen gebildeten Menschheit erfüllt ist. Dieses Land eignet sich also vollständig dazu, den hauptsächlichsten Vermittler des internationalen Verkehres abzugeben, und ein mächtiges Gegengewicht gegen die einseitige und veraltete Nationalitätspolitik zu bilden.

Diese Nationalitätspolitik, die gegenwärtig in den Köpfen der Londoner Emigration so sehr spuckt, wird in dem bevorstehenden Freiheitskampfe vielleicht gefährlicher werden, als die russischen Baionette, weil sie die große europäische Bewegung in eine Menge kleiner, unnützer Seitenkanäle abzuleiten droht. Es scheint, daß Leute, wie Mazzini, Kossuth u. s. f., durch die Ereignisse der letzten Jahre noch nicht genügend von der Erfolglosigkeit nationaler Schilderhebungen überzeugt sind. Wenn Kossuth von dem orientalischen Kriege redet, so hat er hauptsächlich Ungarn im Auge, und Mazzini denkt noch immer daran, daß von Rom, welches zweimal Europa beherrscht hat, die Wiedergeburt Europa's ausgehen müsse. Nun, wenn sich mit diesen Illusionen nicht noch einmal so schwere Mißgriffe in der Praxis verbinden, wie wir im Jahre 1848 und 1849 erlebt haben, so können wir uns schon damit zufrieden geben. Wird in Europa einmal freie Luft und freier Boden, so daß sich die Staaten, frei, nach natürlichen Gesetzen u. Bedingungen, bilden können, so wird sich das Verhältniß zwischen den einzelnen Nationen schon von selbst ergeben.

Wenn wir der Ueberzeugung sind, daß die Construktion des modernen europäischen Staatensystems nach föderativen Grundsätzen vor sich gehen wird, so geben wir damit nicht gerade dem Lieblingsplane einiger deutschen Revolutionäre Beifall, welche das Föderativsystem auch auf Deutschland

selbst anwenden wollen, die von schwäbischen, westfälischen, sächsischen, bairischen rc. Republiken reden, welche in ähnlicher Weise, wie die Ver. Staaten von Nordamerika, miteinander verbunden werden sollen. Das Föderativsystem, wie es in Amerika besteht, paßt gewiß ausgezeichnet zu den Verhältnissen dieses ausgedehnten Landes, das sich unter verschiedenen Zonen erstreckt, von den verschiedensten Racen u. Nationen bewohnt wird, und die entgegengesetztesten lokalen Interessen hat. Aber Deutschland ist ein compaktes, abgerundetes Ganze, das in seiner unendlichen Mannigfältigkeit doch die Einheit des Volkscharakters, dieselbe Sprache, Bildung, Literatur und Wissenschaft zeigt. Die Deutschen sind vielleicht noch eher dazu befähigt, eine einige und untheilbare Nation zu sein, wie die Franzosen; freilich wird die deutsche Nationalität immer erst ein Produkt der deutschen Freiheit sein. Wir möchten nicht bei der Neugestaltung Europa's von deutschen Duodezrepubliken hören. Soll Deutschland der Schwerpunkt des republikanischen Europa sein, die Basis des europäischen Völkerbundes, so muß es eine einzige und untheilbare Republik sein, eine imposante, massenhafte Macht von entscheidendem Einfluß, nicht eine Vereinigung von Provinzial-Parlamenten, deren Thätigkeit von lokaler, nicht von europäischer Bedeutung sein würde. Nur dann wird das europäische Staatengebäude eine sichere Zukunft haben.

Manche mögen diese Andeutungen für Träumereien halten; wir glauben, daß etwas Realität in ihnen liegt, falls überhaupt die Wiedergeburt von Europa keine Chimäre ist. Wir sind überzeugt, daß Deutschland in der Reihe der europäischen Republiken eine andere Rolle spielen wird, als in der Reihe der Dynastien. Deutschland, als ein einiges, freies Land, dies ist immer noch die glänzendste Aussicht, welche man von der Zukunft Europa's haben kann. Auch wir wollen es uns nicht verbieten, uns dieser Aussicht zu freuen, wäre es auch nur deßhalb, weil man überhaupt in Amerika Illusionen nothwendig hat. Wo wäre denn auch ein Mensch, der nicht mehr auf sein Vaterland hoffen möchte?

Technische Fortschritte gegen schwarze und weiße Sklaverei.

Man hat in der letzten Zeit vielfache Vergleichungen zwischen schwarzer und weißer Sklaverei gemacht; es war eine stehende Phrase der Hunkerblätter, daß das Streben der amerikanischen Antisklaverei-Partei sei, die schwarzen Sklaven frei und die weißen Arbeiter zu Sklaven zu machen,

Der Wille.

(Aus Moleschott's „Kreislauf des Lebens.")

Ob das Blatt einer Pflanze eirund oder rautenförmig, ganzrandig oder federspaltig ist, läßt Jedermann abhängen von Ursachen der Entwicklung, zu welchen sich die Gestalt des Blatts als eine nothwendige, von jeder Willkür unabhängige Folge verhält.

Wenn es eine Biene giebt, die ihre Eier mit Rosenblättern, eine andere Bienenart, welche dieselben mit Blättern des wilden Mohns bedeckt, während eine dritte sie mit Steinchen ummauert; wenn wir hören, daß beinahe jede Spinnenart ein anderes Gewebe spinnt, wenn der Lemming von Skandinavien seinen Vorrath in einem Bau aufspeichert, der nur aus Einer Kammer besteht, während der Hamster einen vielkämmerigen Bau verfertigt, dann schreibt man diese Wirkungen einem Instinktgesetze zu. Auch hier wird eine Folgerichtigkeit zwischen Ursache und Wirkung zugestanden, die seltsamer Weise schon oft dazu veranlaßt hat, dem Thier, wenn auch nur augenblicklich, einen Vorzug vor dem Menschen einzuräumen, weil der Instinkt vor vielen Verirrungen schützt.

Der Mensch steht über dem Thiere, weil er das Instinktgesetz erkennt. „Die Bekanntschaft mit diesem Gesetz," sagt Liebig, „erhebt den Menschen in Beziehung auf eine Hauptverrichtung, die er mit dem Thier gemein hat, über die vernunftlosen Wesen, und gewährt ihm in der Regelung seiner leiblichen, seine Bestehung und seine Fortdauer bedingenden Bedürfnisse einen Schutz, den das Thier nicht bedarf, weil in diesem die Vorschriften des Instinktgesetzes weder durch Sinnenreiz, noch durch einen widerstrebenden, verkehrten Willen beherrscht werden."

Zugleich wird der widerstrebende, verkehrte Wille als höchste Gabe des Menschen gelobt, und als die Eigenschaft bezeichnet, von welcher alle sittlichen Vorzüge und alles, was dem Menschen heilig ist, hergeleitet werden müssen.

Für die niederen Stufen des Willens giebt man dessenungeachtet zu, daß sie Menschen und Thieren gemein sind, und lange war die Eintheilung beliebt, nach welcher sich die Thiere von den Pflanzen durch willkürliche Bewegung unterscheiden sollten. Zwischen Menschen und Thieren blieb dann nur der Unterschied, daß jene durch einen höheren Grad des Bewußtseins vor diesem ausgezeichnet seien.

Was ist denn aber das Bewußtsein, oder um das stolze Wort der Schule zu gebrauchen, jenes Selbstbewußtsein, das den Menschen zum König der Erde erheben soll.

Stoffliche Bewegungen, die in den Nerven mit elektrischen Strömen

verbunden sind, werden in dem Gehirn als Empfindung wahrgenommen. Und diese Empfindung ist Selbstgefühl, Bewußtsein.

In dem Schulunterricht über das Denken wird strebsamen Köpfen die Auffassung gewöhnlich deßhalb erschwert, weil sich die Schule nicht dazu verstehen kann, die Bildung von Urtheilen, Begriffen und Schlüssen an der bestehenden, frischen Wirklichkeit zu entwickeln. So wenig es gelingt, so eifrig bestrebt man sich doch, dem Schüler einzuimpfen, daß er seine Blicke wegwenden muß vom grünen Baum, daß er das Denken abziehen muß vom Stoff, um ja recht abgezogene Begriffe zu bekommen, mit denen das gequälte Gehirn in einer Schattenwelt sich bewegt.

Gerade so geht es mit den in der Schule gangbaren Vorstellungen vom Bewußtsein. Da soll sich nur der Lehrling nicht beikommen lassen, daß es ein einfaches Verhältniß gebe zwischen Bewußtsein und Außenwelt. Der Mensch, heißt es, hat die Fähigkeit, sein Ich als ein Erkennendes den äußeren Gegenständen entgegenzusetzen, und darin liegt das Selbstbewußtsein, das den Menschen über alle Thiere adelt. Dies aber ist noch viel zu klar. Die Klarheit darf nur scheinbar sein. Und jetzt wird der Gegensatz zwischen dem Ich und dem Ding an sich mit allen Fetzen aus der alten Rumpelkammer von der Wirklichkeit abgezogener Begriffe behängt. Nur gar zu häufig wird das Ziel erreicht, den klaren Begriff in ein geweihtes Geheimniß zu verwandeln, oder, deutlich gesprochen, dem armen Schüler

„wird von alle dem so dumm,
Als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum."

. . . .

„Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht ihm Hören, Seh'n und Denken."

Die ganze Sache ist sonnenklar, wenn man sie nicht mit Kunst verdunkelt. Das Ding an sich ist nur mit, ist nur durch seine Eigenschaften, durch seine Verhältnisse zu anderen Dingen, durch seine Eindrücke auf meine Sinne. Der denkende Mensch ist die Summe seiner Sinne, wie das Ding, das er beobachtet, die Summe seiner Eigenschaften ist. Darum ist die Erkenntniß des Menschen durch die Sinne beschränkt. Aber diese Schranke umschließt das volle Maaß des Dinges, weil das Ding nur mit Einem gleichartigen Maaß zugleich gemessen werden kann. Andere Geschöpfe finden andere Summen. Der Mensch ist durchaus in seinem Recht, wenn er sich um die Erkenntniß, wie sie im Hirnknoten des Insekts oder im Hirn etwaiger Mondbewohner sich spiegelt, nicht kümmert. Der Mensch ist berechtigt zu sagen: Das Ding an sich ist das Ding für mich.

Offenbar setzt die Empfindung ein Verhältniß unserer Sinneswerkzeuge zu den Dingen voraus. Noch bestimmter: die Empfindung ist ein Verhältniß der Sinne zu den Dingen. Und damit ist es überhaupt gegeben, daß wir unser Ich den einwirkenden Dingen entgegensetzen.

Das Selbstbewußtsein ist nichts Anderes, als die Fähigkeit, die Verhältnisse der Dinge zu uns zu empfinden.

Je häufiger unsere Sinnesnerven den Eindruck stofflicher Bewegungen erlitten, je mehr wir gehört und gesehen, beobachtet und geurtheilt, begriffen und erschlossen haben, je reicher unser Denken, desto lebhafter wird der Gegensatz zwischen dem Ich und dem Ding außer uns. Die Uebung hebt das Bewußtsein. Das Bewußtsein wächst mit der Erkenntniß. Es bekommt um so deutlicher das Gepräge eines ursprünglichen Einzelwesens, je schärfer die sinnliche Wahrnehmung sich gliedert.

Darum geht die Entwicklung des Bewußtseins Hand in Hand mit der Entwicklung des Denkens. Das sehen wir in der Reihe der Thiere und in den Lebensaltern des Menschen. Das Kind lebt in den ersten Monaten beinahe unbewußt, ohne Erinnerung seiner Zustände und der Dinge, die auf dasselbe einwirken. Bei Thieren und Menschen ist das Bewußtsein nicht der Art, nur dem Grade nach verschieden. Und dieser Unterschied kann unermeßlich groß, er kann freilich auch ganz außerordentlich klein sein. Immer aber wird es Gelehrte geben, die, wie Condorcet von den Doktoren zu Voltaire's Zeiten spricht, der Furcht leben, daß wenn die angeborenen Anschauungen wegfallen, der Unterschied zwischen ihrer Seele und der der Thiere nicht mehr groß genug sein werde.

Es bedarf der häufig wiederholten Einwirkung, um die Empfindung als klares Bewußtsein festzuhalten. Das Bewußtsein läuft jedoch immer auf Empfindung hinaus. Wir sprechen dem Thiere Bewußtsein ab, wenn es aufhört zu empfinden.

Also ergiebt sich auch das Bewußtsein als eine Eigenschaft des Stoffs.

Das Bewußtsein hat seinen Sitz nur im Gehirn, weil nur im Gehirn die Empfindung zur Wahrnehmung kommt. Das Bewußtsein fehlt, wenn das Gehirn kein Blut mehr enthält oder wenn eine Ueberfüllung mit schwarzem aderlichen Blut seiner regelmäßigen Thätigkeit eine Grenze setzt. Geköpfte Thiere und Enthauptete haben keine Empfindung und kein Bewußtsein, trotz der eigenthümlich zusammenwirkenden Bewegungen, welche Thiere nach der Köpfung vollführen können.

Jobert de Lamballe hat kürzlich eine höchst merkwürdige Beobachtung gemacht an einem Mädchen von einigen zwanzig Jahren, bei welchem durch einen Druck auf den obersten Theil des Rückenmarks dieses Gebilde in seinem ganzen Verlauf unthätig geworden war. Sowohl die Bewegung wie das Tastgefühl war vollständig gelähmt in allen Gliedern und am Stamm. Aber das Bewußtsein war erhalten. Anfangs konnte das Mädchen noch leise ja und nein sagen, bald darauf nicht mehr, obgleich es deutlich die Lippenbewegungen vornahm, welche das Aussprechen jener Wörter erfordert. Die Kranke starb nach einer halben Stunde.

Es kann somit das ganze Rückenmark in Unthätigkeit versetzt werden, ohne daß das Bewußtsein leidet.

Aus dem Gehirn und Rückenmark entspringen an verschiedenen Stellen Nervenbündel, die an ihrer Ursprungsstelle gewöhnlich entweder nur empfindende oder nur bewegende Fasern enthalten. In den mittleren Theilen der Nervengebilde, das heißt im Hirn und Rückenmark, aber auch in vielen Stämmen der Nerven, nachdem sie eine gewisse Entfernung von den mitlern Theilen erreicht haben, legen sich bewegende und empfindende Fasern dicht neben einander.

Eindrücke, die eine Empfindung hervorrufen, werden von dem Umkreis des Körpers nach Rückenmark u. Hirn geleitet. Die empfindenden Fasern leiten rückläufig gegen die mittleren Theile.

In den mittleren Theilen der Nervengebilde überträgt sich der Reiz, der eine empfindende Faser getroffen hat, auf eine bewegende. Und indem diese ihre stoffliche Veränderung nach dem Umkreis des Körpers in die Muskeln fortpflanzt und die Muskelfasern zur Verkürzung veranlaßt, sagt man, die bewegenden Fasern leiten rechtläufig.

Man bezeichnet also die Leitung von der Mitte gegen den Umkreis als rechtläufig, die vom Umkreis gegen die Mitte als rückläufig. Obgleich die Leitung in der Wirklichkeit für die empfindenden Fasern gewöhnlich rückläufig, für die bewegenden rechtläufig ist, hat doch Du Bois-Reymond neulich den Beweis geführt, daß sowohl in den bewegenden, wie in den empfindenden Fasern die Leitung nach beiden Seiten möglich ist.

Trifft nun ein Reiz eine empfindende Faser am Umkreis des Körpers, dann wird derselbe als eine stoffliche Veränderung in die inneren Theile der Nergengebilde fortgepflanzt.

Hierbei sind aber zwei Fälle möglich. Entweder der Reiz war der Art, daß er als Empfindung in das Gehirn fortgepflanzt wurde, und wir werden uns seiner bewußt. Oder die stoffliche Veränderung wird zwar nach Rückenmark und Hirn fortgeleitet, jedoch ohne als Empfindung im Hirn zur Wahrnehmung zu kommen, ohne daß wir uns seiner bewußt werden.

In beiden Fällen kann die Reizung der empfindenden Fasern bewegenden Fasern mitgetheilt werden. Sind wir uns, bevor die Bewegung vollzogen wird, des Eindrucks im Gehirn bewußt, dann nennt man die Bewegung eine willkürliche. Dagegen bezeichnet man sie als eine übertragene Bewegung im engeren Sinne (Reflerbewegung), wenn die Fortpflanzung von der empfindenden Faser auf die bewegende geschieht, ohne, daß der Reiz als Empfindung bewußt geworden ist, oder bevor dies geschah.

Wir begegnen z. B. einem Bekannten; sein Bild macht die Nervenhaut des Auges erzittern, die stoffliche Veränderung pflanzt sich in das Hirn fort, wir erkennen den Freund, und wir grüßen, nachdem wir uns des Eindrucks bewußt geworden sind, durch sogenannte willkürliche Bewegung. Dagegen denke man sich in einer Gesellschaft die Leute um den Tisch versammelt. Es tritt Jemand ein, der ein Mitglied des Kreises kennt und begrüßt. Dieser erwiedert den Gruß mit etwas auffälligen Bewegungen. Und unwillkürlich, unbewußt beginnen wir durch ähnliche Bewegungen mit zu grüßen. Das ist eine übertragene, eine sogenannte unwillkürliche Bewegung.

Beide Arten von Bewegung sind aber nichts weniger als scharf von einander abgegränzt. Im Licht verengert sich das Sehloch der Regenbogenhaut im Auge, während es sich im Dunkeln erweitert. Wir kitzeln Jemand im Schlaf, und er macht abwehrende Bewegungen, ohne aufzuwachen. Ein starker Knall schreckt einen Schlafenden auf, und manchmal erfährt er erst nachher, daß Lärm ihn weckte. Das sind alles übertragene, unbewußte Bewegungen, die vollführt werden, noch ehe das Licht oder Dunkel, der Kitzel oder der Knall als Empfindung deutlich wahrgenommen wurden. Aber man zählt es auch zu den übertragenen Bewegungen, daß wir nießen, wenn wir in die Sonne sehen, daß wir das Augenlied gewaltsam schließen, wenn eine Mücke oder ein Sandkorn in's Auge fliegt, daß wir lachen, wenn wir wachend gekitzelt werden. Und doch sind dies Alles bereits Uebergänge zu der bewußten und willkürlichen Bewegung. Wir sind uns des starken Eindrucks des Sonnenlichts, der reizenden Wirkung der Mücke, und des Kitzels häufig eher bewußt, als wir zum Nießen, zum Blinzeln, zum Lachen gezwungen werden. Je unerwarteter wir Jemanden kitzeln, desto sicherer lacht er, desto sicherer erfolgt also die Uebertragung auf die Nervenfasern, welche beim Lachen Bewegungen der Antlitzmuskeln veranlassen.

Die letztgenannte Erscheinung verdient einen allgemeinen Ausdruck. Es wird nämlich in allen Fällen um so leichter ein Reiz von empfindenden Fasern auf bewegende übertragen, je mehr das Bewußtsein in den Hintergrund tritt. Deshalb entleeren Kinder in der Nacht viel leichter als bei Tag den Harn; deshalb erleiden Männer im Schlaf Samenverluste, ohne darum zu wissen. Und wir können alle mögliche übertragene Bewegungen an geköpften Thieren viel leichter hervorrufen, als bei solchen, die mit dem Gehirn das Bewußtsein noch besitzen. Frösche, die geköpft sind, springen auf dem Tisch herum; wenn man sie in eine Schüssel mit Wasser bringt, erheben sie sich häufig auf den Rand, Stücke einer zerschnittenen Aals hüpfen aus dem Kessel.

Um es mit einem Wort zu sagen, zwischen der sogenannten willkürlichen und der übertragenen Bewegung besteht kein anderer Unterschied,

als der, daß der Reiz, welcher Bewegung erzeugte, mehr oder weniger, oder an der äußersten Grenze auch gar nicht, zum Bewußtsein kam. Nicht dadurch werden wir uns des Reizes bewußt, daß er von empfindenden Fasern auf bewegende übertragen wird und in Folge dessen Bewegung hervorruft, sondern dadurch, daß die empfindende Faser den Eindruck des Reizes bis zum Ort der Empfindung, bis zum Gehirn, mit gehöriger Stärke fortpflanzt.

Wenn die Uebertragung durch Empfindung deutlich bewußt wird, dann nennen wir die Bewegung eine willkürliche.

Aber diese Bewegung ist wie jede andere mit einer Veränderung des elektrischen Stroms in Muskeln und Nerven verbunden. Du Bois-Reymond, dem das ganze Gebiet der wichtigen, hierher einschlagenden Entdeckungen gehört, hat bewiesen: daß in dem Arm, den wir zusammenziehen, ein elektrischer Strom von der Hand gegen die Schulter gerichtet ist. In der Regel ist dieser Strom im rechten Arme stärker, als im linken.

Der elektrische Strom, der eine Abänderung der Magnetnadel hervorbringt, und seine Veränderung entstehen nur in Folge stofflicher Zustände der Nerven, welche durch Reize, durch sinnliche Eindrücke, hervorgebracht werden. Ohne eine solche Veränderung in den Nervengebilden, und zwar im Hirn, kommt eine willkürliche Bewegung nicht zu Stande.

Jene Veränderung kommt aber von Außen.

Die Veränderung steht als Wirkung im geraden Verhältniß zu dem Reiz, der als Ursache einwirkt.

Aus diesem durchaus beweisenden Grunde ist die Bewegung nicht der Ausfluß eines sogenannten freien Willens.

Der Wille ist vielmehr nur der nothwendige Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustand des Gehirns.

Ein freier Wille, eine Willensthat, die unabhängig wäre von der Summe der Einflüsse, die in jedem einzelnen Augenblick den Menschen bestimmen und auch dem Mächtigsten seine Schranken setzen, besteht nicht.

Ich habe absichtlich einen Beweis geführt, ohne Dich erst durch Wahrscheinlichkeitsgründe vorzubereiten oder meine Aufgabe zu erleichtern. Jetzt will ich zeigen, daß alle Einwürfe abprallen an der Richtigkeit jenes Beweises, ich will den Bedenken ihren Stachel nehmen; ich will vor Allem ausführen, daß ich mit den obigen Sätzen nichts Neues lehre, sondern einer Ueberzeugung Worte leihe, die mehr oder minder klar, mehr oder minder gerne von der ganzen gebildeten Menschheit getheilt wird.

Den meisten Menschen wird es schwer, sich die Naturnothwendigkeit ihres Daseins und ihrer Handlungen klar zu machen, weil sie nicht bedenken, daß jeder Eindruck auf Ohr und Auge eine körperliche Einwirkung, eine Bewegungserscheinung ist, welche stoffliche Veränderungen nach sich

zieht, weil sie übersehen, daß jeder Trunk, jeder Bissen das Blut und damit die Nerven verändert, daß jeder Luftzug, jede Veränderung des Dunstkreises auf die Hautnerven einwirkt, und diese Wirkung fortleitet bis in das Hirn.

Ein Freund, der uns bewillkommnet, der durch Leid oder Freude unsere Theilnahme erregt, durch eine vertraute Mittheilung unser Urtheil, unsere Begriffe, unsere Schlußfolgerung spannt, beherrscht uns Hirn und Nerven. Das stammelnde Kind versteht nur den Ton der Worte, und anfangs selbst diesen nicht, es freut sich und lächelt über den ernsten Ton der Stimme, wie über den scherzenden. Allmälig lernt es die Worte zu Vorstellungen verbinden, und die stoffliche Veränderung in seinen Nerven pflanzt sich fort in das Hirn, so daß es urtheilen und Antheil nehmen muß.

Wir lesen ein gutes Buch. Das Nachdenken über eine treffende Bemerkung ist eine ebenso nothwendige Folge der Eindrücke, die das Auge erleidet, wie das Schauergefühl, das uns bei erhabenen, ergreifenden Schilderungen eines großartigen Unglücks befällt. Darum denken wir auch nicht durch eine Willensthat. Wir werden sehr allmälig durch die Sinne zum Denken erzogen. Das Kind muß schon oft etwas gesehen oder gehört haben, bevor es die einzelnen Eindrücke miteinander vergleicht und zu einem Urtheil verbindet. Noch später greift es das Gemeinsame zweier und mehrer Urtheile zusammen zum Begriff. Zuletzt lernt es nach Begriffen schließen.

In schöner Gegend sind wir angeregt. Wenn der Eindruck mächtig ist, wenn ein armer Bewohner sumpfiger Thäler die Alpen besteigt, wird er gleichsam sich selbst entrissen, und vergißt Stunden, Tage lang alle frühere Verhältnisse zur Außenwelt. Die Stimmung ist die nothwendige Folge, sie ist die ganz verhältnißmäßige Wirkung der sinnlichen Eingriffe. Und auch der Dichter kann seinem Schaffen nicht befehlen.

Eine Musik erweckt Sehnsucht; Vanille, Eier, Glühwein rufen Begierden wach; ein dunkler, wolkenschwerer Himmel, wassergeschwängerte Luft drückt uns nieder, und raubt uns die Schnellkraft zur Arbeit.

Und wann sind wir jemals ohne den Einfluß sich unablässig drängender, oft zahlreich auf uns einstürmender Eindrücke, die in stoffliche Bewegungen aufgehen? Wie unendlich oft greifen die Wirkungen durch so leise Schattirungen in einander, daß wir uns der einzelnen Bedingung nicht bewußt werden, die doch, wie ein vom Bogen entschossener Pfeil, sich fort und fort bewegt bis an das Ziel, das neuer Veränderung Ursprung ist?

Im Winter, nach Gewittern, auf hohen Bergen erfrischt uns die Luft. Aber im Winter und auf hohen Bergen hat der Sauerstoff eine andere Bewegung, als im Thal und in der Schwüle des Sommers.

Schönbein nennt solchen Sauerstoff erregt, und fand seine Menge größer im Winter, auf Bergen und nachdem ein Gewitter die Luft gereinigt hat. Der denkende Baseler Forscher lehrte den letzteren Ausdruck wörtlich verstehen. Denn jener vom Licht erregte Sauerstoff zerstört die organischen Verbindungen, die als flüchtige Giftstoffe die Luft verderben, und natürlich, je reichlicher er vorhanden ist, desto vollständiger.

Faulende Leichname können die Luft verpesten. Wir merken es, wenn wir in die moderige Luft einer Kirche kommen, die noch vor ziemlich kurzer Zeit als Begräbnißstätte im Gebrauch war. In einer Stadt, die innerhalb ihrer Mauern Kirchhöfe besitzt, bemerkt die Nase den Fäulnißgeruch nicht. Aber dieselben Stoffe, die wir in großer Ansammlung riechen, gehen nichtsdestoweniger in Luft und Wasser über. Sie äußern ihre Wirkung auf den Körper um so unfehlbarer, als sie in Luft, in Wasser die allerunerläßlichsten Bedingungen des Lebens vergiften. Denn was in großer Menge die Luft verpestet, das hört nicht auf, sie zu verderben, weil die Wirkung auf die Nase geschwächt wird. Und Niemand kann bestimmen, wie oft die Ausdünstungen eines Kirchhofes im warmen Sommer Faulfieber erzeugten. Niemand kann es mit Sicherheit widerlegen, wenn ihm ein Dritter die Meinung äußert, daß Kirchhöfe in einer Stadt das Denken verzögern. In Mainz heißt ein hochliegender Theil der Stadt noch heute die goldene Luft, weil er im Jahre 1666 von der Pest verschont blieb.

Wir sind in einem Meere kreisender Stoffe vom Augenblick der Zeugung an. Und schon das neugeborne Kind ist ein Ergebniß zahlreicher Ursachen und nimmer ruhender Schwankungen des Stoffs, das nicht etwa angeborene Anschauungen, aber fertige Anlagen mit auf die Welt bringt, an welchen viele Geschlechter gearbeitet haben. Vom Vater des Urgroßvaters an bis auf seinen Vater ist Vesal einem Geschlechte ausgezeichneter Aerzte entsprossen, und auch der Bruder des Gründers der Zergliederungskunde des Menschen war von einer so unwiderstehlichen Neigung zur Naturwissenschaft getrieben, daß ihn die Aeltern nicht zur Rechtsgelehrsamkeit zu zwingen vermochten. Riehl hat in seinem lehrreichen Buch über die bürgerliche Gesellschaft erst kürzlich daran erinnert, daß „man gerade zu einer Zeit, wo man am meisten über den Geburtsadel spottete, dem Stammbaum Sebastian Bach's mühsam nachgeforscht hat; eine lange, stolze Ahnenreihe der kernhaftesten Kunstmeister kam zu Tage, und mit Recht schrieb man diesem künstlerischen Geburtsadel ein gut Theil der auszeichnenden Eigenthümlichkeiten des seltenen Mannes zu.“ Und wie leicht ließen sich diese Beispiele vermehren!

So ist der Mensch die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung. Sein Wille ist die nothwendige Folge aller jener Ursachen, gebunden an

ein Naturgesetz, das wir aus seiner Erscheinung erkennen, wie der Planet an seine Bahn, wie die Pflanze an den Boden.

Wenn uns Jemand anredet und wir antworten ihm, wenn ein Schmerz uns trifft, so daß wir aufschreien, dann ist das Wort, das wir sprechen, der Schrei, den wir ausstoßen, mit Nothwendigkeit erzeugt durch Anrede und Schmerz. Aber auch wenn wir nicht antworten mögen, wenn es uns gelingt, den Schrei zu unterdrücken, steht die Wirkung in geradem Verhältniß zur Ursache, welche sie hervorbringt.

Kein Wort ist irriger, als daß wir nach Belieben den Schmerz ruhig ertragen, oder durch eine Bewegung nach Außen verrathen können. Wir beißen auf die Lippen, schneiden fratzenhafte Gesichter, stampfen mit dem Fuß auf, heben die Augenbrauen, wir wimmern, klagen, schreien, oder verziehen keine Miene, alles je nach dem Grad des Schmerzes, je nach dem Grad der Reizbarkeit, die wir einem gegebenen Reiz entgegenzusetzen haben. Das Kind schreit nie ohne Ursache. Es hat Hunger, Unlust oder Schmerz. Die Unlust mag von einem unbefriedigten Verlangen oder vom Unwohlsein herstammen, immer entspricht die Bewegung des schreienden Kindes genau der stofflichen Ursache, die Hunger, Unlust, Schmerz bedingt.

Eine der höchsten Thaten freier Willensbestimmung scheint gegeben, wenn der Naturforscher einen Versuch anstellt. Aber der Versuch ist Folge eines Gedankens und der Gedanke eine Bewegung des Stoffs, welche selbst die Folge einer sinnlichen Wahrnehmung ist. War die sinnliche Wahrnehmung genau und so vollständig, wie sie überhaupt geübten menschlichen Sinnen möglich ist, dann wird der Gedanke richtig, der Versuch vernünftig, und wie jede gute Antwort auf eine vernünftige Frage, das Ergebniß des Versuchs ein brauchbares sein. Denn wie man im Leben kenntnißreiche und sammlungsstarke Menschen zunächst an ihren verständigen Fragen erkennt, so wird die Vernunft des Naturforschers vorzugsweise durch die Vernünftigkeit seiner Versuche gemessen. Aber der Versuch ist nothwendige Folge seiner Entwickelung. Der Versuch ist also kein Ausdruck einer unabhängigen Willensregung; der Drang zum Versuch gehorcht vielmehr einem festen Gesetze, das alle geistige Thätigkeit an stoffliche Zustände bindet.

Man wird mit Recht bemerken, daß der Versuch nicht bloß von der Entwicklung des Naturforschers abhängt, sondern in sehr wesentlicher Weise auch von den Mitteln und Werkzeugen, deren er zur Anstellung des Versuchs bedarf. Denn das Göthe'sche:

„Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben,"

ist nur richtig in dem Sinn, der soeben umschrieben wurde. Hebel und Schrauben nützen allerdings erst, wenn vorausgegangene sinnliche Wahr-

nehmungen dem Hirn des Menschen einen vernünftigen Gedanken offenbart haben. Aber ohne Hebel und Schrauben, ohne Zink und Kupfer u. Platin, ohne Vergrößerungsglas und Messer, und vor allen Dingen ohne Maaß und Gewicht vermag der forschende Gedanke nichts. Nun liegen freilich diese Mittel und jene Entwicklung des Naturforschers gar häufig in verschiedenen Händen. Dann bleibt der Gedanke eine Zeitlang ein Wunsch, ohne zum Willen erstarken zu können. Bald aber überflügelt die Entwicklung des strebsamen Forschers den Standpunkt desjenigen, der die Waage hat und den Tiegel, ohne sich ihrer zu bedienen. Die Entwicklung wird ein Mittel, die Werkzeuge zu erwerben. Entwicklung und Werkzeuge schaffen den vernünftigen Versuch als unausbleibliche Folge ihrer Vereinigung.

Rede und Styl, Versuche und Schlußfolgerungen, Wohlthaten und Verbrechen, Muth und Halbheit und Verrath, sie alle stehen als nothwendige Folgen in geradem Verhältniß zu unerläßlichen Ursachen, so gut wie das Kreisen des Erdballs.

Man spricht von geschichtlicher Wahrheit, von dichterischer Liebestreue, und verwirft einen Roman, ein Gedicht, das den Charakter seines Helden von unrichtigen Voraussetzungen ableitet. Solche Schöpfungen fehlen gegen die Entwicklungsgesetze der Menschheit. Sie leisten den Forderungen der höchsten Wahrheit, der anerkannten Folgerichtigkeit von Ursache und Wirkung kein Genüge. Es wäre Unsinn, von dichterischer Wahrheit zu reden, wenn das Wollen des Menschen losgebunden wäre von den Schranken ursächlicher Bedingtheit.

Darum ist es durchaus unrichtig, mit Liebig zu behaupten, „daß die moralische Natur des Menschen ewig dieselbe bleibe." „Dieselbe Race", sagt Prichard, „welche zu Tacitus Zeiten zwischen Sümpfen in einsamen Höhlen wohnten, hat Petersburg und Moskau gebaut, und die Nachkommenschaft von Ahnen, die Menschenfleisch und kleine Fichtenfrüchte verzehrten, nährt sich jetzt von Reis mit Trauben oder Weizenbrod." Man bedenke, daß Jupiter und Juno Geschwister waren, und daß die Griechen ihre sittlichen Anschauungen in ihren Göttern verkörperten. Ich besuchte in Cleve noch die Schule, als mich ein kleines Mädchen, das ihren Bruder sehr liebte, fragte, warum es die Menschen nicht machen, wie die Vögelchen, die ihre Geschwister heirathen. Und im Widerspruch mit jener obigen Behauptung sagt Liebig wenige Zeilen später ganz richtig: „Seit der Entdeckung des Sauerstoffs hat die civilisirte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren.

Wie der Einzelmensch, so ist die Gattung ewig im Werden begriffen. Das Hirn und seine Thätigkeit verändern sich mit den Zeiten und mit dem Hirn die Sitte, die des Sittlichen Maßstab ist. Das Heidenthum pries

noch den Haß der Feinde als höchste Tugend, während das Christenthum auch für den Feind Liebe verlangte. Wir wissen, daß der Haß als Naturerscheinung nicht unrecht ist, verwerfen es aber, wenn man dem Feinde schaden will, weil dies der Menschlichkeit zuwiderläuft, weil es die edelste Empfindung der Menschennatur verläugnet.

Jene Entwicklung der Sittlichkeit folgt nothwendigen Gesetzen, und jede Stufe ruht auf den vorhergegangenen Ursachen mit unerschütterlich nothwendiger Festigkeit.

Und ist das nicht anerkannt, wenn Quetelet, der berühmteste Erforscher aller Zahlenverhältnisse, die sich auf den Menschen beziehen, der rechtmäßige Stolz Belgiens, schreibt: „Alles, was dem Zufall, dem freien Willen, den Leidenschaften des Menschen oder dem Grade der Intelligenz anheim gegeben zu sein scheint, ist an ebenso feste, unverbrüchliche und ewige Gesetze geknüpft, wie die Erscheinungen der materiellen Welt." Und legt man nicht mit Recht einen unendlich wichtigen Werth auf die Worte des Chors bei Aeschylos im Agamemnon;

„es kommt
Wider Willen Weisheit auch,
Huld der Götter ist dies, die gewaltsam
Thronen hoch am Rudersitz."

Wir brauchen uns nur klar zu machen, daß die Götter der Griechen, um Liebig's Ausdruck zu gebrauchen, „providentielle Ursachen" sind, Naturgewalten, die als Personen vorgestellt wurden, um die Worte des Chors ganz in Einklang zu finden mit der Weltanschauung, die ich in diesem Brief zu vertheidigen habe.

„Darin liegt das außerordentliche Uebergewicht an Kraft," sagt Liebig, „welches unsere Zeit von allen früheren unterscheidet, daß die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Mechanik, sowie die nähere Erforschung aller der Ursachen, wodurch mechanische Bewegungen und Ortsveränderungen hervorgebracht werden, zur genaueren Bekanntschaft mit den Gesetzen geführt haben, welche die Menschen befähigen, Naturgewalten, welche sonst Angst und Entsetzen erweckten, zu seinen gehorsamen und willigen Dienern zu machen. Das bestabgerichtete Pferd folgt nicht geduldiger dem Willen des Menschen, als die Lokomotive unserer Eisenbahnen; sie geht schnell und langsam, sie steht still und gehorcht dem leisesten Druck seiner Finger."

Alles dies ist richtig. Aber möglich ist es eben nur durch die Bekanntschaft mit den Gesetzen, auf welche Liebig mit Recht einen so hohen Werth gelegt hat. Der mächtige Wille ist eine nothwendige Folge der reichen Erkenntniß. Nur dürfen wir es nicht vergessen, daß vorher „die Wirkungen unsern Willen regieren, während wir durch Einsicht in ihren inneren Zusammenhang die Wirkungen beherrschen können." Dir Einsicht ent-

steht immer nur als Folge der Wirkungen, und wird dadurch zur nothwendigen Ursache des Willens.

Es ist nach allem Obigen klar, daß es gar keinen Sinn hat, wenn Liebig schreibt: „Der Mensch hat eine Anzahl Bedürfnisse, welche aus seiner geistigen Natur entspringen, und die durch Naturkräfte nicht befriedigt werden können; es sind dies die mannigfaltigen Bedingungen der Funktionen seines Geistes, auf deren Entwickelung, Vervollkommnung u. Erhaltung die richtige und zweckmäßige Verwendung der Kräfte des Körpers, sowie die Lenkung und Leitung der Naturkräfte zur Hervorbringung aller seiner nothwendigen, nützlichen u. angenehmen Bedürfnisse beruhen." Das Seltsamste aber ist, daß hin und wieder die Vertheidiger ähnlicher Ansichten die neue Weltanschauung als hochmüthig bezeichnen. Als könnte sich der menschliche Hochmuth höher versteigen, als zu „Bedürfnissen, die durch Naturkräfte nicht befriedigt werden können."

Ganz unberechtigt ist es, wenn Liebig von einem Geist spricht, „der in seinen Aeußerungen von den Naturgewalten unabhängig ist", und diesen Geist von Allem unterscheidet, was er außer sich „in den Fesseln unwandelbarer, unveränderlicher fester Naturgesetze sieht." Sehr richtig dagegen ist es, wenn Liebig, auch hier im Widerspruch mit sich selber, an einer anderen Stelle schreibt: „Eine jede Substanz, insofern sie Antheil an den Lebensprozessen nimmt, wirkt in einer gewissen Weise auf unser Nervensystem, auf die sinnlichen Neigungen und den Willen des Menschen ein."

Viel schwerer, als die wissenschaftliche Einsicht in die Richtigkeit des vertheidigten Satzes wird es den Menschen, die so lange an dem Gängelbande eines eingebildeten Gutes liefen, dem die Schwäche des Fleisches widerspricht, viel schwerer wird es ihnen, sich mit dem Willen als Naturerscheinung in den Krümmungen und Kreuzgängen des werkthätigen Lebens zurecht zu finden.

Das erste Bedenken, das sich hier entgegenthürmt, ist immer, daß wenn der freie Wille zu läugnen ist, die Begriffe des Guten und Bösen uns abhanden kommen müssen. Und doch ist eben dieses Bedenken gerade dadurch gelöst, daß wir den Willen als eine feste Naturerscheinung betrachten müssen. Denn nur so lange bleibt die Bestimmung, ob eine Handlung gut oder böse ist, schwankend, als der Maßstab ein zufälliger, das heißt ein von Außen entlehnter ist. Hat man es einmal erkannt, daß das sittliche Maaß in der Natur des Menschen und nirgends anders zu suchen ist, daß wir uns auf das natürlichste Verhältniß stützen, wenn wir das Recht, uns zu richten, weder Affen noch Mondbewohnern, sondern einzig und allein unseres Gleichen zugestehen wollen, dann wird das Urtheil über gut und böse ein naturnothwendig begründetes, und dadurch ewig unerschütterlich.

Gut ist, was auf einer gegebenen Stufe der Entwicklung den Bedürfnissen der Menschheit, den Forderungen der Gattung entspricht. Ich sage: auf einer gegebenen Stufe der Entwickelung. Denn erst dadurch, daß diese berücksichtigt wird, erhebt sich die Geschichte zum Weltgericht. Weil Rotteck die Entwicklungsstufe des Mittelalters verkannte, beurtheilte er die Herrschaft der Kirche für damalige Zeiten um ebensoviel zu hart, wie die Hurter u. Stahl ungerecht sind gegen den heutigen Entwickelungsgang, weil sie den Geist der Zeit mit mittelalterlichen Augen betrachten.

Es wohnt der menschlichen Gattung als Naturnothwendigkeit ein, daß sie als böse verwirft, was den Forderungen der Gattung zuwiderläuft.

Das Böse im Einzelnen bleibt darum, wie der ganze Mensch, Naturerscheinung. Und es ist gewiß nur ein Verlust für verfolgungssücht'ge Parteigänger oder für den bitteren Eifer besiegter Köpfe, nicht für ächte Menschen, wenn uns diese Einsicht gegen jedes Verbrechen, wie gegen jeden Fehltritt versöhnlich stimmt. Das ist der Sinn des Worts der Frau von Stael: alles begreifen hieße alles verzeihen. Ich kann es nicht unterlassen, dieses goldene Wort immer und immer zu wiederholen. Denn wie das „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!" der Kern der ganzen Sittenlehre im Christenthum war, so sollte es an der Spitze des Evangeliums der Neuzeit stehen: alles begreifen heißt alles verzeihen.

So wie der Sittenprediger von dem, der den freien Willen widerlegt, eine Grundlage seiner Sittenlehre fordert, so macht der rechtsgelehrte Richter den Naturforscher verantwortlich für die Zurechnungsfähigkeit, die ihm verloren zu gehen scheint. Aber die Zurechnungsfähigkeit wäre nur dann vernichtet, wenn die Strafe den äußerlichen Zweck der Abschreckung oder der Besserung verfolgte. Wie sollte den die Strafe erschrecken, der eine Missethat begeht, die in geradem und unabwendbar folgerichtigem Verhältniß steht zu der Leidenschaft, die ihn bewegt? Das Bessern aber gelingt den Strafanstalten selten oder doch nur auf Kosten von Vorzügen, gegen welche die sogenannte Besserung nicht aufwiegt. Denn der ist nicht gebessert, in dem die Leidenschaft erstorben ist. Und andererseits, wie unendlich häufig kommt es vor, daß diejenigen, die bestraft waren, mit Racheplänen gegen die Gesellschaft ihr Gefängniß verlassen, um es nur zu bald und oft wiederholte Male zu betreten? Sucht man das Recht der Strafe in einem naturnothwendigen Gefühl der Selbsterhaltung, das die Gattung beherrscht, dann erliegt die Zurechnung nicht vor dem milderen Urtheil, das uns das Böse abgewinnt, nachdem wir es als Naturerscheinung kennen. Die Strafe soll nur den menschlichen Forderungen der Gattung entsprechen. Darum bestrafen alle Gesetzbücher nur diejenigen Vergehen, die einem Dritten schaden. Das Recht erwächst nur aus dem Bedürfniß. Aber weil das Bedürfniß menschlich ist, muß auch die Strafe menschlich bleiben.

Bleibt sie nicht menschlich, dann wird die Strafe selbst zum Verbrechen. Und aus diesem Gesichtspunkte ist es nicht tief genug zu beklagen, daß in neuerer Zeit noch Kammern gefunden werden, die, wenn auch mit schwacher Mehrheit, für die Todesstrafe entscheiden. Oder giebt es irgend ein menschliches Verhältniß zwischen dem leidenschaftlich Bethörten, der, gleichviel ob kalt oder heftig, an seinem Nächsten einen Mord begeht, und der Ruhe eines Gerichtshofes, der, wie der Ausdruck lautet, einen Verbrecher vom Leben zum Tode befördern läßt.

Weil aber die Zurechnung von dem Bedürfniß und dem Rechte der Strafe abhängt, so kann man recht gut mit Gervinus einstimmen, wenn er sagt: „Will man den Menschen auch ganz wie die Pflanze in den feindlichen [?] Gewalten der Natur sehen, so hindert uns dies dennoch nicht, auch den fehlerhaften und mangelhaften Baum zu tadeln, zu ziehen, und wenn er uns ärgerte, auszureißen.“ Ich meine, man kann recht wohl in diesen Ausspruch einstimmen, wenn man nur absieht von der Auffassung der Naturgewalt als einer feindlichen. Ja, man kann noch weiter gehen. Die Naturnothwendigkeit des Baumes und des Menschen hindert uns nicht bloß nicht, sie selbst zwingt uns vielmehr zu Tadel und Zucht. Wenn aber Gervinus an jener Stelle fortfährt: „Dies eben aber zeigt daß der Mensch Freiheit und Willkür hat, denn nur der Baum läßt den Baum in Frieden gewähren“, so ist dies eine Vertheidigung so platt und doch zugleich so hohl, daß sie sich weder platter, noch hohler denken läßt. Oder ist es nicht ein ganz nichtssagender Gemeinplatz, wenn es heißt: der Mensch ist frei, weil der Baum stehe, während der Mensch geht? Hätte Gervinus nur einen Augenblick die Frage erwogen, ob nicht die Ursache der Bewegung, — des Tadels, der Zucht und des Ausreißens, — vielleicht genau der Bewegung entspricht, hätte er die Naturnothwendigkeit der aus der Ursache erwachsenden Folge begriffen, er hätte nicht von freier Willkür sprechen und es hätte ihm nicht so vollständig mißlingen können, die allerbedeutendste Seite von Göthe's Wesen zu würdigen, die Seite, welche Göthe sagen ließ: „Hätte ich einen Fehler begangen, so könnte es keiner sein.“ Von dieser großartigen Anschauung war Zelter durchdrungen, als er an seinen Göthe schrieb: „Im Unnatürlichen liegt die Sünde, nicht im Willen Böses zu thun.“

Sollte uns ein Staatsmann, oder wahrscheinlicher ein Stubengelehrter, einwerfen, daß wer den freien Willen läugnet, die Freiheit nicht erstreben kann, so antworte ich, daß Jeder frei ist, der sich der Naturnothwendigkeit seines Daseins, seiner Verhältnisse, seiner Bedürfnisse, Ansprüche und Forderungen, der Schranken und Tragweite seines Wirkungskreises mit Freude bewußt ist. Wer diese Naturnothwendigkeit begriffen hat, der kennt auch sein Recht, Forderungen durchzukämpfen, die dem Be-

dürfniß der Gattung entspringen. Ja, mehr noch, weil nur die Freiheit, die mit dem ächt Menschlichen im Einklang ist, mit Naturnothwendigkeit von der Gattung verfochten wird, darum ist in jedem Freiheitskampf um menschliche Güter der endliche Sieg über die Unterdrücker verbürgt.

Ich habe dem Sittenlehrer, dem Richter, dem Gelehrten, dem Staatsmanne Rede und Antwort gestanden, Ich komme hier noch einmal auf einen Einwurf mancher engherziger Sittenrichter zurück. Ich berühre ihn zuletzt, weil ich nicht umhin kann, ihn aus tiefster Empfindung zu verachten.

Da heißt es nämlich: „Wenn Du nicht an den freien Willen glaubst, dann stürze Dich doch in Schwelgerei und ausschweifende Sinnenlust, denn als Naturerscheinung bist Du unverantwortlich.“ Und mir ist, als wanderten mir alle Pharisäer und alle doppelzüngigen Verräther vor den Augen, wenn ich so reden höre. Denn was seid ihr anders, die Ihr so redet, als bestechliche Bestochene, die Ihr für Eure Tugend keinen Antrieb habt, als den jenseitigen Himmel, in dem Ihr Eure träge Feigheit spiegelt, für Eure Sittlichkeit kein Maaß als jenes: „ich bin nicht so wie die, die der Mode des Unglaubens huldigen.“ Ihr fühlt Euch glücklich in jeder Zeit, denn wie Ihr gestern aus dem Wissen die Wahrheit gefolgert, so könnt Ihr heut' aus ihm die Lüge folgern, wenn nur die Lüge herrscht.

„Stürzt Euch in wüsten Sinnentaumel!“ Als wenn der Mensch das nach Belieben könnte, wenn ihm auch täglich der Trugschluß vorgehalten würde!

Weil es dem Bedürfniß der Gattung nie und nimmermehr entspricht, den Leidenschaften zu fröhnen, so kann die Aufforderung zu wilder Ausschweifung auch keineswegs gefolgert werden aus dem Satz, daß der Mensch eine nothwendig bedingte Naturerscheinung ist. Und wenn es trotz dem hin und wieder geschah, so kann es ebenso wenig gegen die erkannte Naturwahrheit sprechen, wie es seiner Zeit den Werth, den das Christenthum nicht als Wissenschaft, sondern als Weisheit ewig behaupten wird, beeinträchtigen konnte, daß die Mönche aus seinem erhabenen Grundsatz der Liebe härene Bußkleider, Fasten und Kasteiung, und alles was naturwidrig ist, abgeleitet haben. Kaum dürfte jemals die Irrlehre der Genußsucht nur halb so viel Nachfolger finden, wie die Herrschaft der Pfaffen aller Farben unglückselige Schlachtopfer gefunden hat. Aber diese ficht den geschichtlichen Werth des Christenthums so wenig an, wie jene die Erkenntniß des Naturforschers, der an die äußerste Grenze seines Denkens geht, um es bis an die äußerste Grenze in's Leben zu setzen.

Die Luft, die wir athmen, verändert in jedem Augenblick des Lebens nicht nur die Luft in den Lungen, nicht nur das Blut der Adern in Blut

der Schlagadern, sie verwandelt nicht bloß die Muskeln in Fleischstoff, und Fleischbasis, den Herzmuskel in Harnoxydul, das Gewebe der Milz in Harnoxydul und Harnsäure, die Glasflüssigkeit des Auges in Harnstoff, sie verändert auch in jedem Augenblick die Zusammensetzung von Hirn und Nerven. Und die Luft selbst, die wir einathmen, ist jeden Tag verschieden, anders im Wald als in der Stadt, anders auf dem Wasser als auf dem Berg, anders auf dem Thurm als in der Straße. Und Nahrung, Geburt, Erziehung, Verkehr, alles um uns ist in fortwährend bewegender Bewegung. Deshalb kann das Gute nicht untergehen, die Bildung nicht veröden. Mit dem Stoff kreist das Leben durch die Welttheile, mit dem Leben die Gedanken, mit den Gedanken der naturnothwendig gute Wille. Mit allen Uebeln — die Erde ist und bleibt ein Paradies. „Man bedenke, daß mit jedem Athemzug ein ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, so daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnern.“ (Göthe.)

Die Menschenrechte.

1. Die Hypothese der Menschenrechte.

In dem Wirrwarr der Politik und dem Hader der Parteien, welcher gegenwärtig uns verstimmt, ist es nothwendig, auf die einfachen, ursprünglichen Grundsätze des Rechtes und der Politik zurück zu kommen, um ein sicheres Urtheil und einen unveränderlichen Standpunkt zur Beurtheilung der Ereignisse zu gewinnen. Man spricht so viel davon, daß man in Amerika praktisch sein, d. h. sich mehr mit den Thatsachen, wie mit den Theorien beschäftigen müsse; man spottet hier so viel über Philosophie und Ideologie; und doch bemerkt man nirgend mehr, als gerade in Amerika, wie sehr das bloß empirische Treiben verwirrt, wie sehr man eines rationellen Studiums und wissenschaftlicher Grundsätze bedürftig ist. Man vergißt hier gar zu leicht, daß die Politik eine eben so rationelle und positive Wissenschaft ist, wie die Mathematik oder Chemie, und daß man auch in dieser, wie in jenen Wissenschaften, die Folgerungen auf einfache Elemente und Grundsätze zurückführen muß. Freilich, die Zeit, wo ein Spinoza die menschlichen Leidenschaften und die politischen Systeme nach strengen mathematischen Regeln entwickelte, ist längst vorüber, und Tausende von denen, welche namentlich hier in Amerika die Politik zu einem professionellen Geschäfte machen, sind weit davon entfernt, zu ahnen, daß es eine Wissenschaft des Rechtes und

der Politik gäbe. Und doch ist diese Wissenschaft vielleicht einfacher und systematischer, als irgend eine andere Wissenschaft, die Mathematik nicht ausgenommen. Die Politik ist die Wissenschaft von der Organisation des Menschengeschlechtes; sie ist also gewissermaßen die Physiologie der Menschheit. Ihre hauptsächlichste Aufgabe ist, das Verhältniß des Individuums zur Gattung, des einzelnen Menschen zur Familie, zur Gemeinde, zum Volke, zum Staate, zur menschlichen Gesellschaft zu bestimmen. Um dies Verhältniß zu bestimmen, ist nur Eine Basis nothwendig, Eine Hypothese, die angeborenen, ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte. Diese Menschenrechte haben am Ende keinen andern Grund, als das menschliche Selbstbewußtsein und damit die Menschennatur selbst. Jeder Mensch, der denken kann, d. h. der Mensch ist, ist sich gewisser unveräußerlicher Rechte bewußt, deren Verletzung Widerstand in ihm hervorruft. Im Thierreich, ja in noch tiefer stehenden Gebieten der Natur, finden wir schon die ersten, leisen Anfänge dieses Widerstandes gegen Rechtsverletzungen; das Thier wehrt sich, wenn man sein Recht, zu leben, angreifen will, und selbst einzelne Pflanzen, wie Noli me tangere und die Mimosa pudica, äußern eine Abneigung gegen fremde Berührung. Im Menschen kommt dieser Instinkt zum Bewußtsein, freilich oft im größeren, oft in geringerem Grade, so daß man leider aus dem Bewußtsein nicht den Umfang der Menschenrechte abmessen kann. Nichts könnte falscher sein, als wollte man Jedem so viel Recht zugestehen, als er selbst verlangt und dessen er sich selbst bewußt ist, denn dann würde man etwas Schwankendes und Veränderliches an die Stelle der unveräußerlichen und unantastbaren Menschenrechte stellen. Es muß vielmehr für Alle ein gewisses Maaß gleicher Rechte gleicher Weise angenommen werden, ein Durchschnittsmaaß, das die Höhen und Tiefen des menschlichen Bewußtseins nivellirt. Diese Annahme ist eine Hypothese; wir können sie weder aus der Natur des Menschen, noch aus der Geschichte ableiten, denn die Menschennatur, wie die Menschengeschichte haben verschiedene Stufen der Entwickelung; hier wollen und müssen wir aber ein gleiches, bestimmtes und unveränderliches Maaß haben. Ebenso, wie der Astronom die Lehre vom ursprünglichen Stoß, der Optiker die Theorie von der Undulation und vom Weltäther, der Mathematiker den Satz der Parallelen u. s. w. als Annahme notwendig hat, welche er durch keine weitern Gründe mehr beweisen kann: ebenso muß das Recht und die Politik die angeborenen, unveräußerlichen Menschenrechte als Annahme, als Voraussetzung annehmen, um eine feste, sichere Grundlage ihres wissenschaftlichen Gebäudes zu haben. Es mag sein, daß, wie jede andere Hypothese, so auch diese ein Zeichen menschlicher Unwissenheit ist, daß auch diese Hypothese einen religiösen Charakter hat, — denn der Be-

griff Gott ist am Ende die allgemeinste Hypothese, welche man überall anwendet, wo die menschliche Erkenntniß nicht zureicht, — aber die Wissenschaften müssen manchmal mit dem Archimedes ausrufen: „Gieb mir einen Punkt, wo ich stehe", und es ist am Ende besser, eine für alle Mal eine feste und bestimmte Hypothese anzunehmen, als Wirrwarr und Zweideutigkeit auf das ganze Feld zu übertragen. Es giebt also ein gewisses Maaß von Rechten, welches jedem Menschen, abgesehen von dem Maaße seines Verstandes und dem Grade seines Selbstbewußtseins, abgesehen von seiner geistigen und körperlichen Organisation, abgesehen von der geschichtlichen und kulturhistorischen Periode, in welcher er sich befindet, zuerkannt werden muß. Wo dieses Minimum von Rechten nicht existirt, da steht das positive Recht mit dem Naturrechte in Widerspruch: da ist das bestehende Recht ein absolutes Unrecht. Es kommt bei unserer Hypothese nicht darauf an, daß die Menschenrechte überall in der Praxis gültig sind, sondern nur darauf, daß überall, wo diese Menschenrechte nicht gelten, ein unregelmäßiger, unnatürlicher und unrechtmäßiger Zustand angenommen wird. Mit der Existenz des Menschen stehen auch seine natürlichen Rechte fest; die Geschichte bringt diese Rechte nicht immer zur Geltung; oft fehlen sie ganz, oft sind sie verstümmelt, oft mangelhaft, oft entbehren sie ihrer Consequenzen, aber das Recht als solches bleibt immer dasselbe. Die Geschichte ist nur ein unvollkommenes, veränderliches Spiegelbild der ewigen Wahrheit und nur eine mangelhafte partielle Entwickelung der unveräußerlichen Menschenrechte. Die Geschichte bringt nur die Ideen zur Erscheinung, und wenn diese Erscheinung trübe, undeutlich, unvollkommen ist, so ist die Idee deshalb immer noch dieselbe, und strahlt für das Auge des Denkers in ihrer ganzen Schönheit durch das Dunkel der Zeit hervor.

2. Kurze Geschichte der Menschenrechte.

Wir finden Jahrtausende der menschlichen Geschichte, in welchen gar nicht von Recht überhaupt und Menschenrechten die Rede war. Die dunkle Zeit der orientalischen Welt kannte kein Recht in dem Sinne, wie wir es nennen; in den indischen Sagen findet man keine Spur von den Menschenrechten, obgleich eine tiefe Philosophie aus ihnen hervorleuchtet. Es fehlt der orientalischen Welt jene Subjektivität, jene Lebhaftigkeit und Energie des Selbstbewußtseins, welche den Begriff des Rechtes erzeugt; der Mensch hat sich noch nicht genug von der Natur unterschieden; er lebt in unbewußtem Einklange mit der Natur dahin, wie die Blumen des Feldes, und blüht und verblüht, wie diese. Es ist das Kindesalter der Menschen, in welchem diese sich noch zu Persönlichkeiten mit persönlichen Rechten herangebildet haben; das ganze Volk bildet gewisserma-

ßen eine Familie, an deren Spitze eine Gewalt und eine Autorität steht. In dem jüdischen Volke bildet sich dieses Patriarchenthum schon in besonderer, eigenthümlicher Weise; das Recht liegt nicht mehr ganz unentwickelt und ungesondert in der ganzen Masse des Volkes da, wie in der orientalischen Welt, sondern sondert sich in dem Rechte der einzelnen Stämme, Familienhäupter und Patriarchen. Aber es ist hier immer noch mehr von Pietät, wie von Recht die Rede; anstatt rechtlicher Zustände finden wir ein Familienleben, mit allen Launen und Willkührlichkeiten, die demselben eigenthümlich sind. Der Gott Israels liebt und zürnt, belohnt und straft, wie er gerade gelaunt ist; er ist kein gerechter, sondern ein rächerischer Gott, der die Sünden der Väter rächt an den unschuldigen Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Die politische Verfassung des jüdischen Volkes ist mehr einem Familienbunde, als einer staatlichen Organisation zu vergleichen; es kommt hier Alles auf das Erbrecht und traditionelle Ueberlieferungen an; jeder Mensch hat sein Recht nur innerhalb seines bestimmten Stammes, seiner Familie u. s. w., und daher die unendlichen Abstammungslisten und Geschlechtsregister im alten Testamente. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Juden den Adel und die Stammbäume erfunden haben. Indessen wurde doch Jeder innerhalb des Stammes und der Familie als zum Schutze, zur persönlichen Freiheit, ja sogar zum Eigenthum und zum Lebensunterhalt berechtigt angesehen; jeder Stamm hatte sein Land, das von Zeit zu Zeit, — wir erinnern an die Institution der Jubeljahre, — wieder von Neuem unter die Stammesangehörigen vertheilt und von allen Lasten und Hypotheken befreit wurde. Diese Institution ist jedoch mehr vom Standpunkte des Erbrechtes, wie des Naturrechtes zu betrachten, und steht mit der Forderung der modernen Sozialisten: Garantie der Arbeit und des Lebensunterhaltes als ein natürliches Recht jedes Menschen, unabhängig von Nationalität und Familie, in keinem Zusammenhange.

In Griechenland kam zuerst das Recht als solches, als unveräußerliche selbstverständliche Eigenschaft jedes freigeborenen Helenen, zur Erscheinung. In Griechenland ist überhaupt Alles Individualität, Subjektivität, Persönlichkeit; wir sehen keine großen, ununterscheidbaren Volksmassen, wie im Oriente, oder noch heutzutage in China und Rußland, sondern überall unterschiedene charakteristische Völkergruppen, und fest abgegränzte Individualitäten, voll Eigenthümlichkeiten und originellen Eigenschaften. Die Götterwelt der Griechen ist kein verschwommenes, unklares Ding, wie der dreieinige Gott der Christen oder die indische Dreieinigkeit; Jeder ihrer Götter oder Göttinnen ist eine bestimmte Persönlichkeit, welche der Genius des griechischen Volkes so trefflich charakterisirt hat, daß wir noch heute uns die Pallas Athene und die Aphrodite besser vorstellen und von einander unterscheiden können, als den heiligen Geist oder

die Jungfrau Maria. Diese Individualität, welche wir in jeder griechischen Statue finden, war auch in politischer und rechtlicher Beziehung vorhanden; der Hellene war ein Souverän, ein freier, selbstständiger Mann, ein Republikaner im vollen Sinne des Wortes. Deßhalb finden wir auch im alten Griechenland die Spuren von einem wirklichen Naturrechte; es waren gesetzliche Garantien zum Schutze der persönlichen Freiheit gegeben, in ähnlicher Art, wie die Habeas-Corpus-Akte; die Strenge der Schuldgesetze war durch gesetzliche Bestimmungen gemäßigt; das allgemeine Wahlrecht war geschützt, und überhaupt, wenigstens in Athen, der Selbstregierung des Volkes jeder Vorschub geleistet. Freilich bezogen sich diese persönlichen Rechte eben nur auf die Hellenen selbst, denen auf der einen Seite die Heloten, auf der andern Seite die Barbaren vollständig rechtlos gegenüberstanden, so daß man eher von den Privilegien der Hellenen, als von einem Naturrechte in unserm Sinne sprechen kann. Die Sphäre des Rechtes war auf einen kleinen Theil der Menschheit beschränkt; jenseits dieses Rechtes war Sklaverei und Barbarei.

Die Römer, die Schöpfer des eigentlichen positiven Rechtes und der Wissenschaft desselben, betrachteten das Recht und die Freiheit nicht als eine natürliche Thatsache, die sich von selbst versteht und immer voraus gesetzt werden muß, sondern als ein Attribut, welches dem römischen Bürger zukam. Die persönlichen Rechte hingen bei den Römern von den staatsbürgerlichen Rechten ab, so daß selbst das Recht, Handel zu treiben, und eine Ehe zu schließen [jus connubii et commercii] von dem römischen Staatsbürgerrechte abhängig war. Das Recht des Einzelnen war ein Ausfluß der politischen Gewalt seines Standes, seiner Familie, seines Geschlechtes; der Patrizier hatte ein anderes Recht, als der Plebejer, und der Letztere mußte sich jedes Stück Recht Schritt für Schritt erobern. Das Recht wurde als ein erworbenes Eigenthum betrachtet, nicht als eine natürliche Thatsache, und wer auf Recht Anspruch machte, mußte den Beweis dafur beibringen. Selbst die persönliche Freiheit war in Rom nur ein Eigenthumsbegriff, die römischen Juristen definiren einen freien Mann als einen solchen, der sich selbst im Eigenthum hat. Diese Auffassung, daß die Freiheit etwas Erworbenes, etwas Gemachtes, Künstliches sei, die Sklaverei dagegen der natürliche Zustand, daß die Freiheit bewiesen, die Sklaverei dagegen vorausgesetzt werden müsse; diese mit der Natur des Rechtes und der Menschennatur im Widerspruch stehende Auffassung liegt in noch viel entschiedenerer und ausgeprägterer Weise dem Mittelalter zu Grunde. Das Mittelalter und die Jurisprudenz des Mittelalters kennt kein Recht, kein objektives, allgemeines Recht, sondern nur einzelne spezielle Rechte; die persönlichen Rechte werden dort ganz wie Eigenthumsrechte behandelt; man muß sie beweisen und dafur Brief und Siegel vorweisen. Das Recht und die Freiheit

wird im Mittelalter als ein Privilegium betrachtet, welches mit Freibriefen versehen ist. Einzelne Städte, Zünfte, Corporationen, kauften oder erwarben auf irgend eine andere Weise, das Recht, ihre Angelegenheiten bis zu diesem oder jenem Punkte hin selbst zu ordnen, ihre Obrigkeit selbst zu wählen, sich selbst gegen ihre Feinde zu vertheidigen; der Kaiser gab ihnen für schweres Geld einen Freibrief, und diese Freibriefe bilden die gesetzliche Grundlage des mittelalterlichen Städtewesens. Selbst die Magna Charta, die Basis der englischen Verfassung, ist auf diese Weise entstanden; sie ist keine Verfassungsurkunde im modernen Sinne, ein Beschluß der Nation, auf diese oder jene Weise ihre Verhältnisse ordnen zu wollen, sondern ein Freibrief, der von dem Volke einem schwachen und rathlosen Fürsten abgepreßt wurde. Wie überhaupt alle Verhältnisse des Mittelalters auf dem Kopf zu stehen scheinen, und der natürlichen Beschaffenheit und Entwickelung des Menschengeschlechts widersprechen, so auch ist die Quelle des Rechtes hier nicht das Volk und dessen Rechtsbewußtsein, sondern der Fürst und dessen freiwillige oder erzwungene Gnade. Daher kann man im Mittelalter nicht von Recht, kaum selbst von einzelnen Rechten sprechen, sondern nur von Privilegien, die einzelne Stände, Individuen oder Korporationen erhielten. Daher hat jeder Stand und jede Zunft ein besonderes Recht; das Recht des Ritters ist ein anderes, als das des zünftigen Bürgers; der Kaiser hat ein anderes Recht, als der Bischof; und von allen diesen privilegirten Ständen zeichnet sich nur der Bauer aus, der gar kein Recht hat.

Trotzdem, daß dieser mittelalterliche Zustand gewiß kein Lob und keine Billigung verdient, schien es doch noch schlimmer zu werden, als der Katholicismus durch die Reformation und den dreißigjährigen Krieg aus seinem weltbeherrschenden Einflusse herausgedrängt wurde, und die modernen bürokratischen und militärischen Staaten entstanden. Zur Zeit des Feudalismus fand die monarchische Gewalt überall Schranken und Bedingungen vor; Städte, Stände, Corporationen hielten dem fürstlichen Willen ihren Freibrief entgegen; Bischof und Fürst paralysirten ihre Gewalt gegenseitig; und unter diesem Widerstreit verschiedener Gewalten konnte sich ein kräftiges Bürgerthum entwickeln. Als aber die Macht der Geistlichkeit und des Adels gebrochen war, griff die monarchische Gewalt immer mehr und mehr um sich; die Rechte der Einzelnen wurden von der Macht des Einen gar nicht mehr geachtet; ein Chinesenthum breitete sich über Europa aus; die Völker wurden nur nach Ziffern gezählt, und als eine gleichgültige, unterschiedslose Masse ohne Recht und ohne Bedeutung betrachtet. Louis XIV. drückte diesen Zustand sehr passend aus in den Worten: „Der Staat bin ich.“ Darin liegt die größte Negation der Menschenrechte, welches man sich nur denken kann. Dies Verhältniß mußte in sein unmittelbares Gegentheil umspringen. Die Philosophie in

Frankreich und Deutschland stellte zum ersten Male ein philosophisches Recht dar, ein von den Thatsachen unabhängiges, dem Menschen innewohnendes Recht, ein angeborenes Recht, und diese neue Lehre griff schneller um sich, wie früher das Evangelium und die Reformation. Zwei große Revolutionen waren die Folge davon. Die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, die Jefferson'sche Bill of rights, die declaration des droits de l'homme der ersten französischen Revolution: dies sind die großen welthistorischen Dokumente, in denen zuerst die Menschenrechte für alle Menschen gesetzlich verkündigt wurden. Diese Dokumente sind die Magna Charta der modernen Menschheit und die allgemeinste Basis der heutigen Rechtswissenschaft und Politik. Sie setzen ein Minimum der Rechte für alle Menschen fest. „Alle Menschen sind frei und gleich geboren und zum Streben nach Glückseligkeit berechtigt," heißt es in der Unabhängigkeitserklärung, und allein diese einzige Phrase macht aller Negersclaverei, unfreiwilliger Dienstbarkeit u. s. w. ein Ende. Schutz der persönlichen Freiheit durch Habeas Corpus Akte u. Geschwornengericht, Schutz des Eigenthums, speciell Verbot der Vermögensconfiskation, freie Ausübung der Religion oder vielmehr Nichteinmischung des Staates und der Gesetzgebung in die Religion, keine Besteuerung ohne den Willen des Volkes, Antheil an der Verwaltung des Staates vermittelst des allgemeinen Wahlrechtes: dies sind die wesentlichsten Bestimmungen jener Dokumente, die unveräußerlichen, angebornen Menschenrechte.

Ueber diesen Umfang der Menschenrechte ist die Geschichte noch nicht hinausgekommen. In neuerer Zeit machten sich zwar weitere Forderungen des fortschreitenden Rechtsbewußtseins der Völker geltend; man verlangte z. B. bei der Debatte über die republikanische Verfassung Frankreichs im Jahre 1848 Garantie der Arbeit und des Lebensunterhaltes; es giebt viele Socialisten, welche Garantie des freien Unterrichts verlangen; in Amerika existirt eine große und mächtige Partei, welche das Recht auf freien Boden den übrigen Menschenrechten hinzufügen will; aber alle diese Bestrebungen haben noch keinen historischen und gesetzlichen Boden gewonnen, wenn auch vorauszusehen ist, daß die rasch sich entwickelnde Civilisation dieses Jahrhunderts solchen Wünschen bald entsprechen wird.

Natürliche Begrenzung der Menschenrechte.

Man kann die Menschenrechte aus der natürlichen Organisation des Menschen selbst herleiten. Wie die Natur jedem ihrer Produkte eine ungestörte Entwicklung vergönnt, so auch müssen dem Menschen die Bedingungen garantirt sein, unter welchen sein Organismus, seine Individualität, seine Persönlichkeit sich naturgemäß entwickeln kann. Das erste Recht,

welches der Mensch hat, ist also das Recht auf das Leben selbst. Dieses ist das ursprünglichste und einfachste Recht und die Quelle aller übrigen Menschenrechte. Mit dem Rechte auf das Leben ist auch das Recht auf die Lebensmittel gegeben, das Recht auf Arbeit, als das einzige Mittel „sein Leben zu machen." Der Mensch ist aber auch denkendes Wesen, ist Selbstbewußtsein, und verlangt auch nach dieser Richtung hin eine ungestörte Entwickelung, und deßhalb müssen wir dem Menschen ein Recht auf Erziehung zuerkennen. Das oberste Menschenrecht endlich ist das Recht auf persönliche Freiheit, das Recht, ein selbstständiges, willensfreies, unabhängiges Glied in der Kette der Menschheit zu bilden, und den freien Gebrauch seiner geistigen und körperlichen Kräfte zu haben. Diese vier Grundrechte bilden die wesentlichsten Bestandtheile der menschlichen Freiheit, die hauptsächlichste Bedingung der normalen körperlichen und geistigen Entwickelung. Sie stehen außerhalb der Sphäre der Gesetzgebung, welche an diesen Rechten nichts ändern, nichts hinzuthun, nichts hinwegthun kann; sie sind unabhängig von dem Willen der Majoritäten, so daß jeder einzelne Mensch dieses Recht für sich in Anspruch nehmen und vertheidigen kann.

Das Recht und die Geschichte.

Wir haben gesehen, wie die Menschenrechte in der Geschichte nur bruchstückweise u. nach u. nach zur Erscheinung kommen. Das Recht aber ist nicht von den Erscheinungen der Geschichte abhängig, sondern die Geschichte muß dem Rechte dienen, und ihre höchste Aufgabe ist, das Recht zur vollständigen und ungetrübten Erscheinung zu bringen. Wäre das Recht ein Produkt der Geschichte, wie es die positive Jurisprudenz lehrt, so könnte kein Mensch mehr Recht beanspruchen, als ihm die Civilisation seines Jahrhunderts zugesteht; dann wäre alle Barbarei früherer Jahrhunderte gerechtfertigt. Nein, die Geschichte ist ein Produkt des Rechtes; die Idee des Rechtes ist die Triebfeder der historischen Veränderungen und Erscheinungen, das Motiv des geschichtlichen Prozesses; sie ist älter und früher, als die einzelnen geschichtlichen und gesetzlichen Formen des Rechtes, ebenso wie, nach dem Worte Plato's, der Staat älter ist, als die einzelnen Staaten. Die Idee des Rechtes steht, um einen Vergleich zu nehmen, fest und unbeweglich da, wie die Sonne; wenn sie auch manchmal durch Wolken verhüllt ist, und nur einzelne spärliche Strahlen durch die Spalten derselben hindurchwerfen kann; wenn sie auch manchmal durch den Nebel barbarischer Zeitalter hindurch nur als eine blasse Scheibe, ihres Glanzes entkleidet, erscheint: so hat sie doch selbst an ihrem eigentlichen Glanze nichts verloren, und sobald der Nebel verschwindet und die Wolken hinwegwehen,

prangt sie wieder in ihrer ganzen Schönheit. Wir finden selbst in den dunkelsten Jahrhunderten des Alterthums und des Mittelalters, daß einzelne lichte Köpfe die Idee des Rechtes klar und deutlich erfaßten, während diese Idee für die große Masse der Völker verloren war; wir finden überall die Spuren und Strahlen davon, und jede Aufklärung, welche dem Menschengeschlechte zu Theil wird, stellt die Idee der ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte in neues Licht. Deßhalb ist das Recht nicht etwas Entstandenes, Gewordenes, Erobertes, sondern eine natürliche Eigenschaft des Menschen, welche unmittelbar aus seiner leiblichen und geistigen Organisation hervorgeht, und der bekannte Spruch des Dichters:

„Nur der verdient die Freiheit, wie das Leben,
Der täglich es erobern muß."

bezieht sich wohl nur auf die Benutzung und Verwerthung des Rechtes, nicht auf das Recht selbst.

Das Recht und das Selbstbewußtsein.

Man entwickelt das Recht häufig aus dem menschlichen Selbstbewußtsein, und sagt, daß jeder Mensch die Summe des ihm zukommenden Rechtes selbst bestimme nach dem Maaße seiner eigenen Individualität und der Höhe seines Selbstbewußtseins. Man sagt, wie ich mich selbst achte, so kann ich auch verlangen, von Andern geachtet zu werden. Dies ist im Allgemeinen allerdings der richtigste Schätzungsgrad menschlicher Persönlichkeiten, und man wird dabei immer wohl der Wahrheit am nächsten kommen, aber in der strengen, objektiven Sphäre des Rechtes darf man solche individuelle Unterscheidungen nicht gelten lassen. Man muß von dem Grundsatze ausgehen, daß der Mensch selbst sich niemals seiner natürlichen Rechte berauben dürfe, daß diese Rechte ihm selbst dann zu Theil werden müssen, wenn er keinen Anspruch darauf macht, wenn er derselben unwerth ist, ja selbst dann, wenn er sie nicht einmal begreift und versteht. Hat ja doch schon nach den bestehenden Criminalgesetzen der Verbrecher noch Anspruch auf das bestehende Recht, auf die Wohlthaten der Habeas Corpus Akte, der Vertheidigung und des Geschwornengerichtes, selbst wenn er diese Wohlthaten nicht gebrauchen will. Wenn der Mensch eine solche geistige Mißgeburt ist, daß ihm der Begriff des Rechtes ganz entgeht, so ist dies immer noch kein Grund, ihm das Recht zu verweigern; im Gegentheil sollten einem solch' unglücklichen Menschen gegenüber ganz besondere Bestimmungen getroffen werden, um sein Recht zu beschützen und zu wahren.

Man hat die Menschenrechte auf der andern Seite auch vielfach aus dem Verhältnisse der Gegenseitigkeit und Wechselwirkung abgeleitet. Man

stellt häufig den Satz auf, daß Jedermann soviel Recht habe, wie er seinem Nebenmenschen zuzuerkennen Willens sei, indem man sich auf das alte Sprüchwort beruft: „Wie Du mir, so ich Dir.“ Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Grundsatz der Gegenseitigkeit der beste Regulator der socialen Beziehungen unter den Menschen ist, aber das Recht selbst kann nicht von einem solch' relativen Verhältnisse abhängig gemacht werden. Man kann die Banden der Freundschaft, der Achtung, des Wohlwollens, des Vertrauens von diesem Verhältniß der Gegenseitigkeit und Wechselwirkung abhängig machen, aber nicht das Recht. Denn ich darf das Recht nicht einmal dem gegenüber verweigern, welcher es mir gegenüber verletzt; die menschliche Gesellschaft muß auch noch die Menschenrechte eines Verbrechers, eines Mörders achten; wollte sie sich auf den Standpunkt der absoluten Vergeltung stellen, so hätte sie damit den Zustand der Barbarei erreicht.

Das Recht und die Civilisation.

Man begeht häufig den Fehler, daß man die Frage des Rechtes mit mit den Fragen der Civilisation verwechselt. Die Civilisation ist etwas Bewegliches und Veränderliches; in einem Volke können die verschiedensten Stufen der Civilisation nebeneinander liegen, während das Recht das Bleibende, Unveränderliche ist, das für jeden Menschen dasselbe und in gleichem Maße zugetheilt ist. Die Unterschiede in der Civilisation, welche wir zwischen den verschiedenen Racen, Volksstämmen, Klassen und Individuen finden, ist für den Politiker von der größten Bedeutung; er muß nach Verhältniß dieser Civilisation den Antheil an der Verwaltung des Staates, an der Gesetzgebung u. s. w. vertheilen; die socialen Einrichtungen müssen sich nach diesem Verhältnisse richten; die Intelligenz eines Menschen bestimmt seinen öffentlichen Einfluß und seine politische Wirksamkeit; hier ist keine Gleichheit möglich; hier bestimmt jeder Mensch selbst seinen Werth. Nichts könnte falscher sein, als Jedermann mit gleichen Rechten auch gleiche Macht und Bedeutung einräumen, und alle Menschen in politischer und geselliger Beziehung auf gleiche Stufe stellen zu wollen; dies wäre ein unausführbares Experiment, das in allgemeiner Verwilderung und Demoralisation enden würde. Bei dem Thema der Negeremancipation wird häufig die Kultur- und Rechtsfrage miteinander verwechselt; die Gegner der Emancipation machen auf die Unmöglichkeit aufmerksam, dem Neger gleiche politische und sociale Rechte mit dem Weißen zu geben, und wollen aus dieser Unmöglichkeit die Unmöglichkeit der Emancipation selbst beweisen. Dies ist falsch. Die Abschaffung der Sklaverei ist eine einfache Frage des Rechtes und von keinem Kulturverhält-

niß abhängig, denn kein Kulturzustand, und sei es der tiefste u. niedrigste, rechtfertigt es, einen Menschen in Sklaverei zu halten. Aber erst, wenn diese Frage beseitigt ist, kommt man an die Fragen der Kultur und Civilisation; hier kann man keine Gleichheit und Gleichberechtigung durch Gesetze dekretiren, sondern muß Alles der individuellen Entwicklung überlassen. Wenn daher die Gesetzgebung von Massachussets dem Neger das Stimmrecht giebt, so ist dies keine Maßregel, die überall nachgeahmt werden muß oder unmittelbar mit der Sklavenemancipation zusammenhängt, sondern wohl mehr ein Akt politischer Feindseligkeit gegen den Süden und dessen aggressive Politik. Wir verstehen wenigstens unter Emancipation der Sklaven nur eine Veränderung ihrer rechtlichen Stellung; ihre politische und sociale Stellung zu verändern, bleibt der steigenden Civilisation dieser Race überlassen.

Das allgemeine Wahlrecht.

Wir kommen hier zu der Frage: Gehört das Wahlrecht zu den angebornen Menschenrechten? Oder mit andern Worten: Ist jeder Mensch durch das Naturgesetz berechtigt, an der Organisation und Verwaltung des Staates Theil zu nehmen, und zwar Jeder in derselben Weise und mit denselben Rechten? Nein; wir glauben, daß dies durch die individuelle Fähigkeit u. durch die Culturstufe der einzelnen Theile des Volkes bedingt wird. Wir glauben, daß das allgemeine Wahlrecht nur bei einem durchaus civilisirten Volke ohne Gefahr angewendet werden kann, u. daß selbst hier noch eine Beschränkung der Objekte, welche der Entscheidung des allgemeinen Wahlrechtes unterliegen, stattfinden muß. Die Frage, wie weit man die Grenzen des allgemeinen Wahlrechtes ziehen soll, sowohl in Beziehung auf den Kreis der Wähler, als auch in Bezug auf die Wahlobjekte, diese Frage muß nach dem jedesmaligen Stande der Civilisation und den gerade vorliegenden Verhältnissen beantwortet werden. Zu Kriegszeiten oder in gefährlichen Umwälzungsperioden z. B. wird man dem allgemeinen Wahlrecht nicht eine solche Ausdehnung geben können, wie im Frieden, wo die Thätigkeit der Presse und des Vereinsrechtes im regelmäßigen Gange ist. Wir sehen hier ein schwankendes und wechselndes Verhältniß vor uns, das in keiner Weise den absoluten Menschenrechten gleichgestellt werden kann. Die Verehrung, welche man dem allgemeinen Wahlrechte zollt, rührt mehr aus der Mangelhaftigkeit u. Wandelbarkeit unserer politischen Institutionen, wie aus der Trefflichkeit des Wahlrechtes und der Unfehlbarkeit der Volksmeinung selbst her. Wir halten das allgemeine Wahlrecht nicht für ein absolutes, objektives Recht, sondern nur für ein politisches Experiment von oft sehr zweifelhafter Brauchbarkeit; wir glauben, daß die Politik kein quantitatives Verhältniß ist, das in Ziffern ausgedrückt

werden kann, sondern ein Produkt der höchsten Qualitäten des Menschengeschlechtes, in welchem das Denken der ganzen Nation sich wiederspiegelt. Wir halten das allgemeine Wahlrecht nur für ein nothdürftiges Auskunftsmittel, um den wahren Willen des Volkes zu erforschen, und unterscheiden sehr zwischen diesem wahren Willen des Volkes und dem zufälligen Resultate des allgemeinen Wahlrechtes. Wir glauben, daß das allgemeine Wahlrecht nicht überall und unbedingt taugt, sondern nur unter gewissen Bedingungen und Verhältnissen. Wir können daher das allgemeine Wahlrecht nicht auf dieselbe Stufe setzen mit den Menschenrechten; die letzteren stehen viel höher und haben eine viel tiefere Grundlage, eine weit allgemeinere Berechtigung, als das erstere, und dürfen niemals von dem allgemeinen Wahlrechte abhängig gemacht werden. Daher nennen wir auch die Menschenrechte

Das höhere Recht.

Es ist eine bekannte Thatsache, welch eine hervorragende Rolle die Theorie vom "higher law" in der amerikanischen Politik spielt. Man kann einem guten regulären Demokraten, der auf das allgemeine Wahlrecht schwört und die strikteste Auslegung der Constitution verfolgt, durch nichts mehr erschrecken, als wenn man das höhere Recht citirt und sich auf dasselbe beruft. Ihm gleitet der Boden unter den Füßen weg, wenn man von einem höheren Rechte, als der Constitution und dem Ausspruche der Majoritäten, spricht. Es ist dies allerdings auch eine gefährliche Theorie, besonders wenn die Religion sich hineinmischt, und puritanischer Eifer oder jesuitische Sophistik dieselbe benützt. Wenn man dieselbe indessen auf ihr natürliches Gebiet beschränkt, auf die Menschenrechte, auf das Naturrecht, so ist das „höhere Recht",— weit entfernt eine Verletzung oder Umgehung der Constitution, oder eine Verachtung der Volksmeinung, die sich im allgemeinen Wahlrechte zeigt, zu sein,—vielmehr die zuverlässigste Interpretation der Verfassung und der sicherste Leitfaden der Volksmeinung. Jede republikanische Verfassung kann und darf nichts weiter sein, als eine weitere Ausführung jenes höheren Rechtes, welches in den allgemeinen Menschenrechten enthalten ist; jede Volksabstimmung darf nur eine weitere Erläuterung und Bestätigung desselben sein, und sobald dies nicht der Fall ist, muß man im Namen des höheren Rechtes die Constitution, wie die Volksabstimmung modificiren. In diesem Sinne ungefähr sprach auch Seward das berühmte Wort: „Es giebt noch ein höheres Gesetz, als die Constitution"; er wollte damit sagen, daß die edlen Zwecke der Constitution höher stehen, wie die Constitution selbst. Wir müssen immer daran denken, daß alle politischen Constitutionen und Gesetze nur ein Spiegelbild des Naturrechtes, eine weitere Entwicklung

der Menschenrechte sind, und daß sie nur insofern, wie sie mit diesem Naturrechte übereinstimmen, Gesetzeskraft und Gültigkeit haben. Im Namen der Menschenrechte darf ein einzelner Mensch gegen alle Constitutionen u. Majoritäten der Welt ankämpfen, und die Geschichte zeigt uns, daß die edelsten Menschen diesen Kampf gekämpft haben, und daß die größten Fortschritte des Rechtes und der Freiheit daraus entstanden sind. Namentlich in der amerikanischen Geschichte u. Politik kann man sich schwerlich zurechtfinden, wenn man nicht diese Theorie des höheren Rechtes manchmal einer falschen Interpretation der Constitution u. einer barbarischen Anwendung d. allgemeinen Wahlrechtes gegenüber in Anwendung bringt. Die amerikanische Politik wimmelt von den gröbsten und schwersten Rechtsverletzungen, welche im Namen der Constitution und auf Geheiß der Majoritäten begangen worden; in Kansas macht eine Majorität Gesetze, welche nicht nur den Menschenrechten, sondern der ganzen Civilisation dieses Jahrhunderts in's Gesicht schlagen; im Namen der Constitution beraubt man die Menschen ihrer persönlichen Freiheit; Temperenzgesetze u. dgl. werden mit großen Majoritäten angenommen und dadurch bewiesen, daß das amerikanische Volk gar noch nicht einmal weiß, was persönliche Freiheit und persönliches Recht ist, und wo die unübersteigbare Schranke jeder gesetzgeberischen Thätigkeit ist. Diesem Wirrwarr gegenüber muß man die unveräußerlichen Menschenrechte vertheidigen; hier haben wir die einzige Waffe gegen den Fanatismus der Majoritäten und eine pedantische Auslegung der Constitution.

Frauenrechte.

Wir können das bedeutendste und interessanteste Thema, das dem Denker in diesem Jahrhundert geboten wird, an diesem Orte nur vorübergehend berühren, indem wir uns vorbehalten, an einem andern Orte näher darauf zurückzukommen. Wir denken, daß man vieles unfruchtbare und überflüssige Gerede über diesen Gegenstand vermeiden kann, wenn man die fundamentalen Rechte, welche wir hier unter dem Namen Menschenrechte entwickelt haben, von den politischen und socialen Rechten trennt. Das Recht auf Leben, auf Arbeit und Lebensunterhalt, auf Erziehung, auf persönliche Freiheit: diese Menschenrechte sind selbstverständlich auch der Frauen natürliches Eigenthum, und sie müssen den Frauen unter allen und jeden Bedingungen zu Theil werden. Diese Rechte können niemals in Frage gestellt werden, und in Bezug darauf stehen auch schon in allen einigermaßen civilisirten Ländern Männer und Frauen in gleichberechtigtem Verhältniß. Was darüber hinausliegt, ist jedoch eine Frage der Kultur, und man kann keine andere, allgemein gültige Entscheidung dafür

finden, als daß man sagt, daß der Kreis der Frauenrechte sich mit dem Umfange menschlicher Civilisation überhaupt vergrößere. Hier eine bestimmte absolute Form festzustellen, ist unmöglich; man muß die politischen Verhältnisse, die Kulturstufe, die Sitten und Gebräuche des Volkes, die religiösen Zustände u. dgl. berücksichtigen, um diese Frage zu entscheiden. Uns scheint, daß die große Verwirrung, welche in der Theorie der Frauenrechte besteht, und die Resultatlosigkeit aller dahin zielenden Bestrebungen daraus entspringt, daß man das Maaß der absoluten und allgemein gültigen Menschenrechte, welche überall von den Frauen, wie von jedem andern Menschen, beansprucht werden können, wie z. B. das Recht auf Erziehung, das Recht auf persönliche Freiheit, nicht genau genug definirt, und daß man manche Rechte als Voraussetzungen eines Kulturzustandes annimmt, welche nur die Folge derselben sind. Wir glauben, daß wenn man die hier entwickelten Menschenrechte den Frauen in vollem Umfange gewährleistet, daß dann die Frauen eine feste und genügende Basis haben, um alle ihre Ansprüche an den Staat und die menschliche Gesellschaft durchzusetzen. Das Recht auf persönliche Freiheit z. B., die gesetzlichen Bestimmungen über Habeas-Corpus-Akte, das Recht, nur von seines Gleichen gerichtet zu werden u. s. w. wird, wenn vollständig ausgeführt, jeden Zwang in der Ehe unmöglich machen. Das Recht auf Arbeit giebt auch dem Leben der Frauen eine sichere, materielle Basis. Das Recht auf Erziehung endlich garantirt den Frauen ihre sociale Stellung vollständiger, als irgend eines der bestehenden socialistischen und kommunistischen Systeme. Wir verlangen allerdings nicht, daß die Frauen sich mit diesen Grundrechten für immer begnügen sollen. Die Frauenrechte sind gewissermaßen die Wärmemesser der menschlichen Kultur, und je mehr Rechte die Frauen besitzen, desto höher ist der Culturzustand des Volkes. Ein Streben, diese Rechte zu erweitern, ist daher auch immer ein Streben, die Civilisation zu vermehren. Nur darf man in dieser Beziehung nicht von den nothwendigen Vorbedingungen und Voraussetzungen absehen. Wollte man z. B. in diesem Momente den Frauen das Wahlrecht geben, so wäre dies eine sehr unheilvolle und gefährliche Maßregel, weil einige Vorbedingungen dazu, wie z. B. religiöse Aufklärung, Unabhängigkeit von priesterlichen Einflüssen u. dergl. noch nicht hergestellt sind. Wir sehen auch gar nicht ein, warum das allgemeine Wahlrecht die Sehnsucht emancipationssüchtiger Frauen bildet; es liegen ihnen gewiß viele andere Wünsche und Bestrebungen noch näher, als dieses zweideutige und zweifelhafte Recht, welches so viele Leute gegen ihre eigenen Interessen u. Ueberzeugungen anwenden, und zu ihrem eigenen Schaden gebrauchen.

Schluß.

Die Leser mögen uns verzeihen, daß wir in einer flüchtigen, journalistischen Skizze ein Thema behandelt haben, welches den Eckstein der Philosophie und die Grundlage alles Rechtes bildet. Möge man das hier Mitgetheilte als eine Andeutung und Aufforderung zu einer weiteren Behandlung dieses Gegenstandes betrachten. Wir empfinden bei jeder Berührung mit amerikanischen Verhältnissen und amerikanischer Politik die Nothwendigkeit, eine feste, unzerstörbare Basis des Rechtes zu haben, eine Basis, welche trotz der vortrefflichen Erklärungen der Unabhängigkeitserklärung und der bill of rights einem großen Theil des amerikanischen Volkes ganz zu fehlen scheint. Man weiß in Amerika kein Maaß und Ziel in den politischen Bestrebungen zu halten; man will die Unmäßigkeit abschaffen, und schafft auch gleich damit die persönliche Freiheit und die Sicherheit des Eigenthums ab; man gestattet der Majorität des Volkes, über die Frage zwischen Sklaverei und Freiheit abzustimmen; man verletzt überhaupt vielfach die Grenzen, welche den gesetzgeberischen Vollmachten und der Thätigkeit des Staates gezogen sind. Da ist es denn gut, sich daran zu erinnern und Andere darauf aufmerksam zu machen, daß es gewisse unveräußerliche Menschenrechte giebt, welche der veränderlichen Volksmeinung niemals zum Opfer fallen dürfen, daß wir Rechte von der Natur erhalten haben, welche älter sind und mehr gelten, als die Rechte, welche uns der Staat gegeben. Wir hoffen, daß die Theorie der Menschenrechte, welche bis jetzt noch nicht weit über Rousseau's liebenswürdige Phantasien hinausgekommen sind, bald eine feste, wissenschaftliche Gestalt gewinne; auch diesem wissenschaftlichen Gebiete werden die Naturwissenschaften eine neue Gestalt und ein festeres Fundament geben. Gerade so, wie es trotz der verschiedenartigsten Bildungen des menschlichen Körpers nur eine Wissenschaft der Physiologie und Anatomie giebt; geradeso, wie trotz der verschiedensten Denkoperationen nur eine Wissenschaft der Logik existirt: so auch kann trotz der großen Ungleichheiten der socialen und politischen Verhältnisse nur seine Wissenschaft des Rechtes sein, die für alle Racen und Zeitalter der Menschheit paßt. Diese Lehre handelt von den sittlichen Elementen, die allen andern Wissenschaften der sittlichen Welt, der Politik, der Moral, der Rechtswissenschaft, der Geschichte rc. zu Grunde liegen; sie löst die vielfachen und verworrenen Verbindungen des menschlichen Lebens in ihre einfachen Bestandtheile, in die Elemente auf; sie geht in ähnlicher Weise, wie die Anatomie den medicinischen Studien, allen geschichtlichen, moralischen und politischen Forschungen vorher. Die großen revolutionären Katastrophen, welche uns in diesem Jahrhundert noch bevorstehen, setzen eine gründliche Bearbeitung dieser Wissenschaft des Rechtes voraus, und erwarten, daß der Grundstein der neuen Zeit auf

dem festen Felsen des Principes, und nicht in den leichten Flugsand der vorübergehenden Ereignisse gebaut werde. Wir haben schon oft darauf hingedeutet, daß die Wissenschaften der sittlichen Welt nicht hinter den rasch voraneilenden Naturwissenschaften zurückbleiben dürfen. Wer ist der Mann, der die Wissenschaft der immer lebendigen und fortschreitenden, und doch ewig unveränderlichen Menschenrechte diesem Jahrhundert lehren wird?

Zur Verständigung.

Unter dieser Aufschrift hat Herr Julius Fröbel in dem „San Francisco Journal" vom 16. August einige Bemerkungen über die politische Richtung der „Atlantis" veröffentlicht, welche uns zu einer Entgegnung veranlassen. Bemerkungen, welche von einem Schriftsteller, wie dem Verfasser der „socialen Politik" ausgehen, sind gewiß immer der aufmerksamsten und sorgfältigsten Beachtung werth, und deßhalb haben wir wohl nicht nothwendig, auf die wohlwollende Theilnahme, welche das „San Francisco Journal" der „Atlantis" geschenkt hat, hinzuweisen, um den Versuch einer Verständigung zu rechtfertigen. Herr Fröbel greift die Lehre von der inneren Nothwendigkeit in der Politik an, und vertheidigt die Theorie der politischen Zweckmäßigkeit. Leider war unser Artikel im gegenwärtigen Hefte „Sittlichkeit in der Politik" schon gedruckt, als uns Fröbel's Bemerkungen zu Gesicht kamen; wir hätten sonst dieselben gewiß schon bei jener Arbeit benutzt. Da die Frage, um die es sich handelt, von der allgemeinsten Bedeutung ist, und eine definitive Entscheidung derselben manches überflüssige Gerede über die Tagespolitik abschneidet, so wolle uns der Leser eine nochmalige kurze Besprechung dieses Gegenstandes erlauben. Herr Fröbel sagt unter Anderm Folgendes über die Atlantis:

„Wir sind nicht nur in diesem Hefte (dem Junihefte der Atlantis) sondern auch in den früheren, immer von Zeit zu Zeit auf Aeußerungen gestoßen, zu denen wir unsere Zustimmung ganz oder zum Theil verweigern mußten, und wenn wir nicht irren, bezogen sie sich alle auf einen gemeinsamen Punkt, auf einen Unterschied in der Beurtheilung der Dinge.

Wir stoßen auf diesen Punkt gleich im ersten Artikel des Junihefte.. In diesem dringt der Verfasser auf eine rücksichtslose prinzipielle Haltung in der Politik. Wir sollen uns im Parteikampfe nur betheiligen, wo wir

die Prinzipien der Freiheit rein vertreten sehen, — das ist, wenn wir richtig verstehen, der Sinn des Artikels. In dem letzten Aufsatze des Heftes finden wir, in einer Kritik des New Yorker Wochenblattes — „die Neue Zeit" — eine Ergänzung zu den Aeußerungen des obigen. „Die Neue Zeit meint", so sagt Essellen, „daß in einem freien Lande das politische Leben auf Compromissen beruht; wir glauben aber daß es seit der Nebraskabill zu Ende ist mit der Compromißpolitik."

Wir stehen hier, nicht in der besonderen Anwendung auf einen einzelnen Fall, aber wohl im allgemeinen Grundsatze, auf Seite der „Neuen Zeit", und glaube, daß Essellen sich irrt. Mit absoluten Feinden allerdings kann man keinen Compromiß eingehen. Mit diesen kann man aber auch keinen gemeinsamen Zweck haben. Wir leugnen aber, daß es Theile der Menschheit giebt, die sich auf diese Weise zu einander verhalten. Ob ein Compromiß mit einem Gegner gegen einen anderen zulässig, d. h. ehrenhaft und klug ist, das muß vom speziellen Falle abhängen. Niemals aber wird man sagen können, daß die Zeit der Compromisse vorüber sei. Niemals werden Prinzipien allein die Welt beherrschen. Das „fiat justicia et pereat mundus" ist nicht richtig; denn erst muß die Welt bestehen können, ehe Gerechtigkeit geschaffen werden kann. Das sittliche Leben besteht im Kampfe der Prinzipien mit den thatsächlichen Verhältnissen, in welchem Kampfe der bewußte Mensch die Verwirklichung seiner Prinzipien zu seinem Zwecke macht, für den er die politische Praxis als Mittel gebraucht. In der Politik gehören wir nicht nur zu einer Partei, sondern wir müssen auch Parteien benutzen. Und am Ende besteht selbst die Partei, zu der wir gehören, aus soviel Compromissen als Individuen, denn Jeder ist genau genommen seine eigene Partei, die sich mit Anderen durch theilweises Uebersehen der Differenzen verbindet. Die Parteipolitik ist nicht eine Religion, deren Glieder durch ein gemeinsames Glaubensbekenntniß verbunden sind. Eine Partei besteht nicht, um Grundsätze zu bekennen, sondern um Absichten zu erreichen, die freilich um so höher stehen, und um so mehr berechtigt sind, je mehr sie richtigen Grundsätzen entsprechen. Politisch auf dem rechten Wege sind wir, wenn wir die richtigen Mittel zur Erreichung richtiger Absichten gebrauchen.

Auf diesen specifisch politischen Begriff — die Absicht — den Zweck — scheint uns Essellen nicht den gehörigen Nachdruck zu legen, um ganz vorurtheilsfrei zu sein. In einem andern Artikel: „die Rechte des Individuums" überschrieben, spricht er geradezu sich gegen das eigentliche Prinzip aller Politik — den Zweck — aus. „Das ist ja gerade die Errungenschaft der modernen Wissenschaft", sagt er, „die Lehre von der inneren Nothwendigkeit an die Stelle der Teleologie (Zweckmäßigkeitstheorie) zu setzen. Wie wir die Welt verstehen, heißt dies soviel als die mo-

derne Wissenschaft setze die Naturlehre an die Stelle der Moral, wogegen doch Essellen selbst in dem vorhin erwähnten Artikel — „die Ueberschätzung der Naturwissenschaften" — kämpft. Innere Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit treffen auf dem gleichen Punkte zusammen, oder sind zwei Seiten derselben Sachen. Was für die unbewußte oder von uns nicht beherrschte Natur innere Nothwendigkeit heißt, das heißt für das menschliche Bewußtsein zweckmäßiges Handeln. Die Politik kann als Naturwissenschaft und die Naturwissenschaft als Politik betrachtet werden. Daraus folgt aber nicht, daß nicht jedes der beiden Gebiete, das physikalische und das moralische [politische] seine leitende Urtheilsform habe, welche für das erstere die innere Nothwendigkeit, für das zweite die Zweckmäßigkeit ist und ewig bleibt. Wie die Natur unter der Urtheilsform der Zweckmäßigkeit aufgefaßt, keine Natur mehr ist sondern nur ein Material politischer Oekonomie, so ist die Moral und Politik unter der Urtheilsform der inneren Nothwendigkeit keine Moral und Politik mehr, sondern Anthropologie als ein Theil der Naturgeschichte.

Die ganze Politik bewegt sich in dem verwickelten Gewebe von Zwecken und Mitteln, Absichten und Erfolgen. Der sittliche Fortschritt reinigt und erhöht die Zwecke, kann uns aber nie der Nothwendigkeit überheben, zur Erreichung der Zwecke in den widerstrebenden Elementen der Gesellschaft die geeigneten Mittel zu suchen, und uns demnach mit Andern in Compromisse einzulassen. — Die Weiheit besteht darin, daß wir dabei keinen Mißgriff begehen."

Wir gestehen von vornherein gern zu, daß es bedenklich scheinen mag, die Theorie der Zweckmäßigkeit ganz aus der Politik zu verbannen, da uns doch die tägliche Erfahrung zeigt, welch eine große Rolle sie spielt, und wie die ganze Politik, wie Fröbel sagt, „in einem verwickelten Gewebe von Zwecken und Mitteln, Absichten und Erfolgen" besteht. Namentlich sehen wir dies im amerikanischen Parteileben; jede Partei, die demokratische ebenso, wie die Fusionsparteien, formuliren ihre Platformen und Systeme nach dem nächsten Zwecke, nach den Bedürfnissen der nächsten Wahl, so daß wir in den Platformen derselben mehr ein Wahlprogramm, als eine Darlegung der Parteigrundsätze sehen. Daß dies in der Praxis so ist, sehen wir allerdings ein, aber wir halten diese Praxis nicht für die richtige, und wünschen sie zu modificiren. Wir schieben einen großen Theil der Principlosigkeit und Wankelmüthigkeit der amerikanischen Politik auf diese Theorie der politischen Zweckmäßigkeit. Wir geben gern zu, daß ein Politiker nicht nur principielle Grundsätze, nicht nur allgemeine Ideen, sondern auch specielle Zwecke haben muß, aber diese Zwecke sind doch immer und in jedem einzelnen Falle, sobald die Politik ehrlich ist, nur Resultate der Grundsätze; der Zweck sinkt in dem Augenblicke, wo er erfüllt wird, zu einem ble-

ßen Mittel herab, die Grundsätze zu realisiren, und so muß doch immer die Politik der Zweckmäßigkeit mit der Politik der inneren Nothwendigkeit, mit der Politik der Grundsätze zusammenfallen. Wir können uns den Fall nicht denken, daß ein Mensch einen Theil seiner Grundsätze opfern könnte, um einen Theil seiner Zwecke zu erreichen, weil wir zwischen den Grundsätzen und Zwecken keinen principiellen Unterschied entdecken können; die Zwecke in der Politik sind das natürliche Resultat der Grundsätze, und folgen also auch dem Gesetze der inneren Nothwendigkeit. Wenn ich in Europa den Grundsätzen der Demokratie huldige, muß ich den Umsturz der Throne wünschen; die Revolution ist der nächste Zweck, den ich im Auge habe, aber um diesen Zweck zu erreichen, brauche ich kein Opfer an meinen demokratischen Grundsätzen zu bringen. Die Zwecke sind niemals das Letzte und Höchste, was wir in der Politik wollen; sie sind niemals die eigentlichen Ursachen unseres politischen Handelns; sie bilden nur die Staffeln der Leiter, welche zu den Grundsätzen führt. Wenn wir bei der Präsidentenwahl für diesen oder jenen Mann agitiren, so ist nicht eigentlich die Erwählung des Candidaten unser letzter Zweck, sondern die Realisirung der Parteigrundsätze, welche er vertritt; wir kommen also immer wieder auf das Gebiet der Grundsätze und der inneren Nothwendigkeit zurück. Wenn wir bei der Erreichung dieser Zwecke Kompromisse und Zugeständnisse nothwendig haben, so können sich diese Zugeständnisse niemals auf die Grundsätze beziehen, denn durch ein Kompromittiren der Grundsätze würden wir auch die Zwecke kompromittiren. Die Kompromisse können sich also immer nur auf Nebenfragen beziehen, und dies ist es gerade, was wir im gegenwärtigen Momente im Auge haben müssen, wenn wir unsere politische Stellung auswählen.

Wir geben zu, daß man in der Politik nicht immer konsequent sein kann. Aber wenn man nicht alle Consequenzen ziehen kann, ist nicht damit gesagt, daß man dem Grundsatze untreu werden solle. Der Weg vor uns mag noch so unklar, zweifelhaft, trügerisch sein, — wenn nur der Weg hinter uns gerade und deutlich ist, so wird Alles schon recht gehen. Wir brauchen nicht zu wissen, was wir erreichen **können**, wenn wir nur wissen, was wir erstreben **müssen**. Das Können ist am Ende immer eine trügerische und zweifelhafte Sache.

Und dann glauben wir auch, daß es gerade im gegenwärtigen Augenblicke bei dem Stande der amerikanischen Politik und dem Verhältniß der Deutschen zu derselben, nicht gerade „zweckmäßig" sei, der Theorie der Zweckmäßigkeit das Wort zu reden. Man ist in Amerika leider schon zu sehr daran gewohnt, „zweckmäßig" zu sein, „praktisch" zu handeln, „Compromisse" zu machen, mit einem Worte, die Grundsätze gegen vorübergehende Vortheile umzuhandeln, „den Mantel nach dem Winde zu

hängen," wie ein populärer Ausdruck sagt, daß es uns endlich mal an der Zeit scheint, auch einmal wieder von der „innern Nothwendigkeit" in der Politik zu reden. Es ist leider nicht zu fürchten, daß die große Masse der Deutschen sich durch allzu strenge Principtreue um die Erreichung der Zwecke und die Erlangung von Vortheilen bringen wird.

Ob das "fiat justitia et pereat mundus" richtig ist oder nicht, wollen wir dahin gestellt sein lassen; ob das Recht eher ist, als die Welt, oder umgekehrt, das ist am Ende die alte Geschichte von der Henne mit dem Ei. Genug, die Welt besteht zu Rechten; es geht Alles den nothwendigen, natürlichen Lauf, und diesen Lauf müssen am Ende wir kleine Menschen auch mitlaufen.

Wir wollen die Naturlehre in der Politik an die Stelle der Moral setzen, sagt Herr Fröbel. Wir müssen offen gestehen, daß wir über diesen Punkt nicht ganz fertig sind. Wir glauben allerdings, daß die Naturwissenschaften in ihrem gegenwärtigen Zustande und noch mehr, in einer vorgerückteren Periode, den Wissenschaften der sittlichen Welt und auch der Politik eine ganz andere Gestalt geben werden. Wir halten es für einen großen und fruchtbaren Gedanken, für alle Wissenschaften nur Eine Basis anzunehmen, die Natur, „die allgemeine Mutter alles Lebens", deren strenge, unerbittliche Nothwendigkeit sich in dem Kreisen der Planeten, wie in dem Empfinden des kleinen, menschlichen Herzens zeigt. Aber wir sagen nicht gerade, daß das Gehirn des Menschen die Gedanken ausscheidet, wie etwa die Drüsen den Speichel, oder daß die Staatsverfassungen der Menschen ähnlich entstehen, wie die Aepfel auf den Bäumen wachsen. Wir glauben nicht, daß das Resultat der vorangeschrittenen Naturwissenschaften ein Rückfall in den plumpen Materialismus des Herrn von Hollbach und seiner Zeitgenossen sein wird. Wir glauben, daß erst durch eine Verbindung der Philosophie mit den Naturwissenschaften, — eine Verbindung, die angebahnt, aber noch nicht ausgeführt ist, — die wahre, aufklärende Wissenschaft entstehen wird, welche uns aus dem unaufhörlichen Dilemma zwischen Idealismus und Materialismus, Nominalismus, Realismus u. s. w. herausretten wird. Aber so viel ist gewiß, — dies genügt uns hier für unser Thema, — daß die Moral ebenso positive, feste und sichere Gesetze hat, wie die Naturwissenschaften, und daß auch in der Moral eine innere Nothwendigkeit liegt, die an Strenge und Consequenz der Naturnothwendigkeit nichts nachgiebt.

Die hier flüchtig berührten Punkte sind gewiß für das größte Interesse für den denkenden Menschen, und wir halten wenige Denker für so befähigt, sich darüber auszusprechen, wie grade Fröbel, der ja zugleich Naturforscher und Philosoph ist. Daß daher dieser Verständigung „noch weitere Artikel aus Fröbels" Feder über den vorliegenden Gegenstand folgen möchten, dies ist der bescheidene Zweck unserer wenigen Zeilen.

Wisconsin-Politik.

In neuester Zeit haben sich die Augen der deutschen Bewohner Amerika's wieder vornehmlich auf Wisconsin gerichtet, welcher Staat immer mehr und mehr einen deutschen Charakter annimmt und dem Deutschen eine zweite Heimath zu werden verspricht. Von Louisville, Cincinnati und anderswo ziehen Schaaren von Deutschen dorthin, und Mancher, der sich noch nicht von seinem jetzigen Aufenthalte losmachen kann, wird von der heimlichen Sehnsucht verzehrt, in den Wäldern Wiskonsin's eine Ruhestätte zu suchen. Wenn man von „deutschen Staaten" spricht, so denkt man zunächst an Wisconsin, und allerdings, wenn sich irgendwo diese Idee realisiren könnte, wäre es in dem Staate, wo das sociale Leben schon jetzt durch deutsche Kunst und Geselligkeit veredelt ist. Gewiß, auch wir stimmen den Verehrern Wisconsin's bei; schön liegt das Land an den Ufern des silbernen Sees, und man findet manche Stelle dort, wo man ausrufen möchte: „hier ist gut sein; hier möchte ich Hütten bauen". Es ist in der That nicht mehr nöthig, durch Auswanderungsagenturen u. andere derartige zweideutige Mittel die Aufmerksamkeit der Deutschen auf diesen Staat hinzulenken; Wisconsin ist in Deutschland schon fast so bekannt, als läge es zwischen Neckar und Rhein, und es mag in seinem materiellen und intellektuellen Wachsthum nur so fortschreiten, wie es angefangen hat, so wird es seine Bande mit Deutschland immer fester schließen. Wir haben also als Deutsche ein natürliches Interesse an dem Gedeihen Wisconsin's; wir wissen, daß die Stellung der Deutschen im amerikanischen Westen, die jetzt schon mehrere Millionen zählen, hauptsächlich von der Entwickelung des deutschen Elementes in Wisconsin abhängt, und daß der Einfluß Wisconsin's immer mehr und mehr zunimmt. Besonders wer, wie wir, eine Zeitlang in diesem Lande gelebt, und sich dort deutscher Kunst und Geselligkeit erfreut, der die reichen Schätze deutscher Bildung, die dort vergraben sind, kennen gelernt hat, muß spezielle Sympathien für dieses Land hegen und seine Entwickelung mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit verfolgen. Wer sollte nicht wünschen, daß dort, wo vorzugsweise deutscher Sinn und deutsches Streben waltet, ein Lichtpunkt im amerikanischen Leben sei, ein Lichtpunkt der Freiheit und Bildung, daß dort freie Grundsätze und freie Männer herrschen, daß von dort die amerikanische Politik neuen Aufschwung und neues Leben erhalte?

Diese Wünsche kamen uns lebhaft wieder zur Erinnerung, als wir von den neuesten politischen Bewegungen in Wisconsin hörten. Die beiden großen Parteien des Landes, die demokratische und republikanische, haben sich gewappnet und gerüstet zum Kampf, und wie dieser Kampf ausfällt, und welchen Antheil speziell die Deutschen daran nehmen, dies ist

eine Frage von so allgemeiner Bedeutung, daß man auch uns verstatten möge, daran Theil zu nehmen.

Die Deutschen Wisconsin's haben bisher immer in großer Majorität mit der demokratischen Partei gestimmt, und sind mit der Geschichte dieser Partei gewissermaßen verwachsen. Sie sagen, daß sie der demokratischen Partei das einjährige Stimmrecht, dessen sie sich erfreuen, zu verdanken haben. In neuerer Zeit kam noch das Veto gegen das Temperenzgesetz von Seiten eines demokratischen Gouverneurs dazu, um die demokratische Partei beliebt zu machen. Auf den demokratischen Tickets stehen immer mehrere deutsche Namen, und angesehene Aemter, wie z. B. die Stelle eines Staatsschatzmeisters, befinden sich regelmäßig in den Händen der Deutschen. So befinden sich die Deutschen behaglich in der Partei; sie haben manche kleine Vortheile von ihr zu erhalten; bei dem Einen ist es persönliches Interesse, bei dem Andern mangelhafte Einsicht, bei allen mehr oder weniger das Band der Gewohnheit, welches sie an die Partei fesselt.

Wenn man diesen kleinen und unbedeutenden Motiven gegenüber daran erinnert, welch eine Politik die demokratische Partei in Bundesangelegenheiten vertritt, wenn man auf den Fluch der Sclaverei hindeutet, für welchen diese Partei emsig Propaganda macht, wenn man auf die Schande des Sklavenauslieferungsgesetzes hinweist, wenn man nach Kansas und Missouri zeigt: dann entgegnet man uns, daß Alles dieses nichts mit der demokratischen Partei Wisconsin's zu thun habe, daß Wisconsin keine Sklaverei besitze u. s. w. Führwahr, nicht der zehnte Theil der deutschen Demokraten würde mit dieser Partei fernerhin noch stimmen, wüßte er nur, daß er mit seinem Votum für die Staatsdemokratie die Schandthaten der nationalen Demokratie unterstützt.

Wenn man ferner auf die schlechte und betrügerische Staats-Verwaltung der jetzigen demokratischen Administration aufmerksam macht, wenn man die Verschleuderung der Schulländereien, die Betrügereien beim Bau des Irrenhauses u. dgl. rügt, wenn man die Corruption der demokratischen Partei des Staates nachweist: dann läugnet man entweder, oder behilft sich wohl mit Redensarten, wie: Es ist doch besser, leichtsinnige Verschwender an der Spitze der Staatsverwaltung zu haben, die uns unsere persönliche Freiheit lassen, als tugendhafte Puritaner, die uns das Temperenzgesetz auf den Hals laden wollen.

Wenn man an die Verbindung der Demokratie mit dem Jesuitismus erinnert, an die charakteristische Alliance, welche beide Mächte zum Zwecke der Aemterausbeutung mit einander abgeschlossen haben: dann antwortet man mit der allgemeinen Knownothingfurcht, welche auch für die Deutschen in Wisconsin die hauptsächlichste Beschäftigung zu sein scheint.

So sehen wir überall halbe Einreden und schlechte Argumente, u. können uns kaum darüber täuschen, daß viele unserer deutschen Mitbürger daselbst gegen besseres Wissen und Gewissen mit der demokratischen Partei stimmen, welche sie doch im Grunde des Herzens verachten müssen.

Sehen wir die Führer dieser Partei unter den Deutschen an. Sind sie nicht fast Alle abgebrauchte, abgestandene, langweilig und lächerlich gewordene Personen, die im allgemeinen Ansehen schon tief gesunken sind und noch immer tiefer sinken? Hat man nicht immer in der Gesellschaft einen Spott und einen Witz für diese abgetretenen Aemterjäger in Bereitschaft? Und doch läßt man in den wichtigsten Fragen der Politik sich von ihnen leiten.

Wir glauben, daß der gebildete Theil der deutschen Bevölkerung es nicht ernsthaft genug meint mit der Politik; man läßt es gehen, wie es immer gegangen hat, und zeigt den Reformgeist, von dem man so viele Spuren und Zeichen unter der deutschen Bevölkerung Wisconsins und in ihren geselligen Instituten findet, dort nicht, wo er am nothwendigsten ist, in der Politik.

Unterdessen ruckt die Katastrophe immer näher und näher. Die demokratische Partei zeigt sich immer mehr und mehr in ihrer Gemeinschädlichkeit und Verkommenheit, während auf der andern Seite sich die Partei der Freiheit immer reiner und fester herausbildet. Die letzten Staats-Conventionen der beiden Parteien zeigen dies zur Genüge.

Die demokratische Canvention war eine Fälschung, indem von den unbevölkerten Grenzcounties Delegaten zugelassen wurden, deren ganzes Mandat eben nur in ihrer Freundschaft und Ergebenheit gegen Barstow bestand. Barstow erhielt denn auch nur durch die Mitwirkung dieser unberechtigten Delegaten eine kleine Majorität zur Wiederernennung.

Die demokratische Convention stattete den Administrationen von Pierce und Barstow den Dank für treue Pflichterfüllung ab, und hat also die Verantwortlichkeit fur alle Handlungen der Generalregierung von Greytown bis Kansas, wie uber die Landbetrügereien Barstow's ubernommen. Dies ist eine Schamlosigkeit, welcher kein deutscher Ehrenmann beistimmen kann. Dies beweist, daß die demokratischen Parteiführer gar keine Achtung vor der öffentlichen Meinung mehr haben.

In Bezug auf die Temperenzfrage, dieses Hauptthema der Wisconsin Politik, aus dem die demokratische Partei das meiste Kapital zu machen pflegte, haben die Demokraten eine perfide Zweideutigkeit begangen und einen Paragraphen hingestellt, der einem neuen Temperenzgesetze vollständig Thür und Thor offen läßt. Der Antrag auf Streichung dieses hinterlistigen Paragraphen, welche von den deutschen Delegaten gestellt war, wurde verworfen.

Wir fragen: Was soll den Deutschen eine solche Platform nützen?

Wie anders haben sich dagen die Republikaner ausgesprochen! Nachdem sie in den allgemeinen Fragen der Bundespolitik eine kuhne, männliche Haltang angenommen haben, eine Haltung, die nördlichen Männern und Staaten allein ziemt und die allein Amerika's Zukunft retten kann, — treten sie mit den entschiedensten Worten den Bestrebungen der Nativisten entgegen, und weigern sich, das Maine Law zur Testfrage zu machen.

Die Republikaner haben also den Deutschen die Hand geboten; sie haben die Schmähungen und Beleidigungen vergessen, die ihnen immer bisher von den „Ausländern" zu Theil wurden; sie haben vergessen, wie die Deutschen immer ihr Votum für die Sklaverei-Partei in die Urne legten; sie reichen den Deutschen die Hand zum Bunde freier Männer.

Werden die Deutschen das Bündniß annehmen? Wir halten es fur unbedingt nothwendig. Alle Befurchtungen und Bedenklichkeiten, welche man von einem solchen Bündniß erwartet, verschwinden bei näherer Prufung in Nichts.

Die Deutschen wollen kein Temperenzgesetz; und wir geben ihnen in diesem Punkte vollständig Recht. Aber werden sie, wenn sie einen starken, zahlreichen Flügel der republikanischen Partei bilden, ihren Einfluß innerhalb der Partei nicht dahin geltend machen können, daß das Temperenzgesetz unterbleibt? Wenn schon jetzt die Republikaner nicht wagen, die Flagge des Temperenzgesetzes aufzuziehen, werden sie es thun, wenn hunderttausende von Deutschen, welche Alle, Mann fur Mann, gegen das Maine Law sind, ihre Reihen verstärken? Man überlege diese Frage. Außerdem ist der Spuck mit dem Maine Law dagewesen; ein vernünftiger Mensch läßt sich davon nicht mehr beirren. Ein vernünftiger Mensch weiß, daß das Temperenzgesetz niemals und nirgend Platz greifen kann, am wenigsten in einem westlichen Staate. Ueberall sieht man in dieser Beziehung einen Umschwung der öffentlichen Meinung; selbst die rabiatesten Temperenzblätter fangen an, ihr Steckenpferd einzuziehen, weil sie die Unmöglichkeit, das Maine Law praktisch durchzuführen, sehen, und die Verwirrungen bedauern, welche in der Politik dadurch angerichtet werden. In Maine selbst ist das Gesetz durch die letzte Wahl verurtheilt worden; in New York ist es inconstitutionell, in Michigan ein todter Buchstabe u. s. w. u. s. w. Und wer wollte sich durch dieses eingebildete Gespenst, von dem man in wenigen Jahren nicht einmal mehr reden wird, schrecken, wer würde sich dadurch in der demokratischen Partei festhalten lassen, zumal, wenn selbst die Demokraten in ihren Platformen mit den Temperenzlern coquettiren. Der Temperenzgaul ist in unsern Tagen vollständig müde geritten und die Hunker werden auf ihm nicht mehr in die Aemter hineinkommen. Man kann sicher sein,

daß auf beiden Seiten der Temperenzfrage jetzt nur herabgekommene, hoffnungslose Aemterjäger stehen, die mit ihrem Kampfe für oder gegen das Maine Law vergebens politisches Capital machen wollen, und es wird gegenwärtig mit dieser Frage schon mehr Unfug getrieben auf Seiten der Antitemperenzler, wie auf Seiten der Temperenzler. Es ist an der Zeit, daß man diesen Humbug aufgiebt und sich um die ernsteren Fragen der Politik kümmert.

Mit der Furcht vor den Knownothings wird es auch nicht lange mehr ziehen. Namentlich Wisconsin ist durch alle seine Verhältnisse zu sehr vor nativistischen Bestrebungen geschützt, als daß man etwas Ernstliches zu befürchten hätte. Diejenigen, welche den Deutschen überall den Popanz des Knownothingthums vorhalten, begehen eine indirekte Verläumdung gegen die Deutschen selbst, die in einer solchen Zahl und mit einem solchen Einflusse den Staat bewohnen, daß die nativistischen Bestrebungen spurlos an der Phalanx deutscher Sitte und Bildung abprallen. Wie? Das halb deutsche Wisconsin, dessen Leben nach allen Seiten hin von deutschem Fleiße, deutscher Bildung und Gesittung durchzogen ist, wo der Amerikaner selbst sich nicht mehr deutschen Einwirkungen verschließen kann, wo in Stadt und Land das deutsche Wort und Lied ertönt: — wie; diese zweite Heimath der Deutschen sollte das Land der Proscription und des Nativismus werden? Wir denken, daß eine solche Befürchtung wenig Achtung vor dem deutschen Volkscharakter, und speziell vor der deutschen Bevölkerung Wisconsin's zeigt.

Und sollte man wirklich nothwendig haben, den Knownothings Widerstand und Vertheidigungsmaßregeln entgegen zu setzen, so glauben wir, daß dieselben am besten in jenem kernigen deutschen Sinne, in jenem männlichen Freimuthe bestehen, der von dem deutschen Charakter unzertrennlich ist. Die Liebe zur Freiheit ist der beste Schutz gegen jede Art von Verachtung und Unterdrückung. Wenn die Amerikaner einmal einsehen, daß die Deutschen treue Freunde der amerikanischen Freiheit und Verfassung sind, daß sie, als Abkömmlinge einer gebildeten Nation, auch Bildung und Gesittung in Amerika verbreiten, daß sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften der Ausbreitung der Sklaverei, der Herrschaft der Jesuiten und andern ernstlichen Gefahren, welche die Zukunft Amerika's bedrohen, entgegentreten: dann werden sie den Nativismus dem Süden und der Sklavereipartei überlassen, und die Uebereinstimmung der Ueberzeugungen und Bestrebungen wird eine tief begründete Freundschaft zwischen den verwandten Volksstämmen erzeugen. Aber den Sklaven des Jesuitismus, den Dienern der Sklavenhalter und Aemterjäger gegenüber ist jede Art von Feindschaft und Unterdrückung gerechtfertigt.

Dies ist Alles schon oft gesagt worden, und Niemand mag es bestreiten. Aber trotzdem geht man den alten Schlendrian fort.

Die Gelegenheit, eine schöne, würdige Stellung in der amerikanischen Politik einzunehmen, ist den Deutschen Wisconsin's jetzt gegeben. Die republikanische Partei hat die Hand zur Freundschaft geboten. Diese Partei vertritt mehr, wie jede andere Partei, die Interessen und Bestrebungen der Deutschen, und wird durch eine Vereinigung mit den Deutschen ein unzerstörbares Uebergewicht über die andere Partei erhalten. Sollten noch Männer und Grundsätze in dieser Partei verborgen sein, welche unsern deutschen Landsleuten nicht zusagen, so ist es der großen Masse der Deutschen sehr leicht, ihren Einfluß zur Beseitigung dieser Männer und Grundsätze anzuwenden. Die Deutschen werden voraussichtlich, sobald sie sich zahlreich der neuen Partei anschließen, in derselben einen solchen Einfluß gewinnen, daß sie alle Rückfälle in Nativismus und Temperenzsucht unmöglich machen. Der Vortheil, den die Deutschen durch eine solche veränderte politische Stellung erhalten würden, kann gar nicht groß genug angegeben werden, und wird für die ganze westliche Politik entscheidend sein. Wir persönlich sähen es gar zu gern, wenn in dem schönen Wisconsin neben heiterer Geselligkeit und künstlerischen Streben auch der republikanische Freimuth waltete, der allzulange durch ein Duzzend deutscher Aemterjäger und eine Heerde katholischer Pfaffen niedergehalten wurde. Wir wissen, daß in dem deutschen Elemente Wisconsin's noch ein guter Kern ist; möge er bald die mürbe und schmutzige Schaale zersprengen! Wir appelliren an die gebildeten Deutschen Wisconsin's, die schon lange das verderbliche Treiben erkannten, und fordern sie auf, aus ihrer passiven Haltung herauszutreten, damit doch endlich einmal ein Anfang zum Besserwerden gemacht werde.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle."

(Eine kleine Erzählung.)

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." Dieser berühmte Ausspruch Göthe's prangte in großen goldenen Buchstaben über der Thüre eines einfachen, aber eleganten Landhauses, dessen Besitzer ein großer Liebhaber und Kenner von Naturschönheiten sein mußte, denn er hatte sich eine der schönsten Gegenden des Rheins zur Wohnung ausgesucht. Der Strom floß in majestätischer Ruhe an den Rebenhügeln vorüber, die wie ein breiter Saum die Ufer einfaßten, bis daß sie in einiger Entfernung waldbedeckten Bergen und braunen Felsen Platz machten,

von deren Gipfel melancholische Burgruinen in das Thal blickten. Die Landschaft hatte, wie die meisten Rheingegenden, den Charakter ruhiger, einfacher Schönheit, die nicht blendet und überrascht, sondern erst bei längerem Vertrautsein alle ihre Reize entwickelt. Das Landhaus lag am Fuße eines Rebenhügels in einem weiten bequemen Garten da, und es hätte kaum der auffallenden Aufschrift bedurft, um zu überzeugen, daß dieses Haus vollständig geeignet sei, dem aus den Stürmen des Lebens Entflohenen behagliche Ruhe zu gewähren.

Herr Franz, der Besitzer dieses Hauses, schien denn allerdings auch schon von den Stürmen des Lebens Abschied genommen und sich der Einsamkeit und ruhiger Muße überlassen zu haben. Er war ein Mann, ungefähr in den Vierzigern, von ernstem männlichen Wesen, dem man ansah, daß viele Sorgen und Mühen an seinem Haupte vorübergezogen waren, ohne daß sie ihn aber gebeugt und gebrochen hätten. Man nannte ihn in der Nachbarschaft einen Sonderling, obgleich man nichts an ihm bemerken konnte, das diese Bezeichnung gerechtfertigt hätte, als vielleicht eine gewisse Abneigung gegen den Umgang mit Menschen, eine Selbstgenügsamkeit, die oft für Kälte und Stolz gehalten wurde. Er lebte ganz allein mit einer jungen Verwandtin und den wenigen Domestiken, welche die einfache Haushaltung erforderte.

Diejenigen indessen, welche sich die Mühe gaben, Herrn Franz näher kennen zu lernen, fanden mehr gemüthliche und gesellige Eigenschaften an ihm, als die, welche bloß nach seinem äußeren Erscheinen und dem ersten Eindrucke urtheilten. Es war recht behaglich, in seinem Landhause einige Tage zuzubringen; es war Alles, was zur Gastfreundschaft nothwendig ist, in Fülle vorhanden, und nicht einmal fehlte der Humor und die gute Laune zu dem perlenden Rheinwein. Herr Franz war ein Mann, der viel durchlebt und seinen Erlebnissen reife Urtheile abgewonnen hatte, und wenn man ihn dazu bewegen konnte, in den Schatz seiner Erinnerungen zurückzugreifen, so konnte man interessanter und werthvoller Mittheilungen gewiß sein.

In einer vertraulichen Unterredung, als der Wein und die Freundschaft das Siegel von den Lippen gelöst hatte, fragten wir ihn einmal, warum er gerade diesen Göthe'schen Spruch zum Hüter seines Hauses erwählt habe. Obgleich seine Stirn bei dieser Frage sich etwas verfinsterte, gab er uns doch die gewünschte Auskunft.

„Ich war arm," sagte er, „sehr arm in meiner Jugend; ich besaß nichts, als einen glühenden Durst nach Ehre, Vergnügen, Liebe, Freundschaft, nach Kenntnissen, Ruhm und Einfluß, kurz nach allen den Schätzen, welche der Reichthum allein nicht giebt, welche aber ohne Reichthum sehr schwer zu erlangen sind. Ich glaube, daß ich mit den meisten Fähigkeiten ausgerüstet war, welche den Reichthum werthvoll und genußreich machen; ich

hatte ein aufgeregtes Temperament, das sich für alles Schöne lebhaft interessirte; das heiße Blut der Jugend floß durch meine Adern, mein Herz stand der Liebe und Freundschaft offen; ich war ein enthusiastischer Bewunderer schöner Gemälde, Statuen und Schauspielerinnen; meine Gesundheit war unverwüstlich; mehr noch wie das: ich hatte Bildung und Erziehung genug, um zwischen den Freuden des Lebens mit Takt und Maaß wählen zu können. Wenn ich vielleicht nicht alle diese Fähigkeiten besaß, so glaubte ich damals doch, sie zu besitzen, und es war mir unerträglich, nicht in dem Besitz des goldenen Schlüssels zu sein, der mir das Reich meiner Wünsche erschlösse. Unter all' den schönen Mythen, die wir in den antiken Schriftstellern finden, war mir keine Stelle so verständlich, wie die Fabel vom Tantalus, denn ich lebte sie täglich, stündlich. O, wenn ich die aristokratischen Schwächlinge sah, die inmitten der Paläste und des Ueberflusses Langeweile fühlten, die an der Schwelle des Mannesalters schon des Lebens überdrüssig waren; wenn ich den englischen Lords begegnete, die im Uebermaaß aller Freuden des Lebens den Spleen hatten, und mit öden, leichenhaften Gesichtern den Rhein und die Schweiz hinauffuhren; wenn ich die deutschen Barone beobachtete, wie sie mit ihren Pferden und Hunden ein Hundeleben führten: welch ein Groll regte sich in mir, daß ich nicht im Besitze aller der Mittel zum Glücke sei, welche jene Menschen gar nicht zu gebrauchen wußten, daß ich meinen tausend Ideen und Idealen keine goldenen Flügeln geben konnte. Sie mögen ungläubig lächeln, meine Herrn, oder mich gar mit Verachtung betrachten, aber ich hätte damals vielleicht einen Mord begangen, um zu dem Besitze einer Million zu gelangen. Es war nicht die Sucht nach Vermögen, sondern die Sucht nach Leben, nach Freude, nach Genuß, nach allem Glücke des Ruhmes, der Freundschaft, der Liebe. Ja, auch die Liebe mischte sich hinein in das Uebermaaß der Wünsche und Begierden, deren Ziel mir immer als ein unerreichbares Jenseits bevorstand. Es war in Paris, in jener Stadt des Vergnügens und Genusses, in jenem leichtsinnigen, lebensfrohen Paris, wo man sogar die Barrikaden nur aus Zerstreuung baut, daß ich ein Mädchen kennen lernte, dessen Beschreibung sie irgendwo beim Anakreon, Hafis, Tasso oder Schiller nachlesen können. Wenn sie sich ein Bild von ihr machen wollen, die junge Dame, welche sie dort eben noch am Stickrahmen sitzen sahen, ist ihre Tochter und ihr wie aus den Augen geschnitten. Meine Geliebte war arm, wie ich; aber sie war ebenso wenig für die Armuth bestimmt, wie ich; sie hatte eben so hochfahrende Pläne, einen ebenso heißen Durst nach der Zukunft, wie ich. Paßten wir beide nicht prächtig zusammen? Und doch sollte der Lieblingswunsch meines Lebens nicht in Erfüllung gehen. Sie wollte mit ihren hochfahrenden Plänen ein armes, bescheidenes Leben nicht theilen; sie ging

auf die Bühne, wo sie eine Zeitlang glänzte, heirathete dann einen Baron vom Gesandschaftspersonal, hatte eine unglückliche Ehe, und starb bald, nachdem sie einer Tochter das Leben gegeben hatte.

„Ich war nicht der Mann, der dies gleichgültig ertragen hätte. Mehr noch, wie meine Liebe, war mein Stolz beleidigt. Ich sah, wie Alles in der Welt, Liebe, Ehre, Glück und Ruhm dem Gelde nachläuft, und beschloß, den Weltlauf mitzumachen. Was ein Mann sich einmal vornimmt, das kann er auch durchsetzen. Damals waren die Goldreichthümer von Californien noch nicht entdeckt; ich ging nach Ostindien, trotzte dem heißen Klima und den kalten Menschen, und legte dort den Grund zu einem Vermögen, das ich nachher leicht durch kluge Spekulationen vergrößern konnte. In dem Gewühle des Geschäftslebens verstummten die Leidenschaften, die meine Jugend beunruhigt hatten, allmählig, und ich lernte meine Wünsche auf solche Dinge beschränken, deren Erreichung mir möglich war. Daher kommt es, daß ich jetzt sagen kann, daß ich alle die Wünsche, die noch in mir leben, erfüllt habe oder erfüllen kann, und das Beste von Allem ist, daß ich keinem Menschen Etwas zu verdanken, sondern mit diesen Händen allein dem Leben seinen Werth abgezwungen habe. Deßhalb habe ich, um mich an der verlorenen Jugend zu rächen, und mich immer meines Sieges über das Schicksal zu erinnern, über die Thür meines Hauses jene Worte setzen lassen, welche die Hoffnung meiner Jugend waren und der Lohn meines Alters sind.“

Der Hausherr führte uns nach Beendigung der Erzählung durch die verschiedenen Säle seines Hauses; Alles war mit Geschmack und im gutem Style angelegt. Auf seine Bibliothek legte er großen Werth, und eine flüchtige Durchsicht zeigte uns auch, daß wissenschaftliche Sorgfalt bei der Auswahl derselben vorgewaltet hatte. Ein mäßiger Saal war mit Gemälden ausgezeichneter Meister geschmückt; in dem Vorsaal waren einige antike Statuen; seltene Blumen und Vögel erregten unsere Aufmerksamkeit; das ganze Haus athmete Heiterkeit und Behaglichkeit, und zeigte eine angenehme Mischung von fürstlicher Pracht und bürgerlicher Bescheidenheit. Und wenn man durch die blumengeschmückten Fenster blickte, dann sah man über den wohl ausgelegten Garten hinüber in eine anmuthige, idyllische Gegend; die Sonne ging gerade hinter den braunen Felsen unter, und purpurn schimmerten die Wellen des Rheines.

Wir hörten von einer Frauenstimme eine weiche, sanfte, einfache Melodie singen. Es ist die junge Dame, sagte Herr Franz, von der ich ihnen gesprochen habe. Es ist eine merkwürdige Grille von mir, fügte er nach einer Pause hinzu, daß ich durch die stete Gesellschaft dieser Dame fortwährend die trübsten Erinnerungen meiner Jugend lebendig erhalte.

Wir freuten uns über die bequeme und anständige Schönheit des

Hauses, und Mancher von uns wünschte auch wohl, den Rest des Lebens in solch behaglichen Räumen zubringen zu können. Als man den Hausherrn fragte, ob er dann ganz mit dem Leben abgeschlossen habe u. in diesen behaglichen Umgebungen sein Leben zu Ende bringen wollte, bejahete er diese Frage. „Wenn man", sagte er, „unter einem Philosophen einen Menschen versteht, der in sich selbst die Quellen seines Glückes findet und dem die andern Menschen nichts mehr zu geben brauchen, dann kann ich auf diese ehrenvolle Bezeichnung Anspruch machen. Ich habe meine Jugend nicht genossen; sie ist durch Sorgen und Mühen verzettelt worden; nun will ich wenigstens die reife Periode des Lebens genießen. Die Welt hat nichts für mich gethan; ich brauche nichts für die Welt zu thun; ich lebe für mich, ein Egoist im vollen Sinne des Wortes."

Wir schieden von dem Manne mit einem gemischten Gefühle. Wenn wir ihm auch nicht unsere Achtung versagen konnten, so war uns doch der Gedanke unerträglich, daß Jemand sich in diesem bewegten, leidenschaftlichen Jahrhundert von dem Leben und Treiben der Menschheit zurückziehen und auf sein einsames Ich beschränken könnte. Uebrigens sollte sich auch an diesem Sonderlinge das alte Wort des Krösus bewähren: „Niemand nenne sich vor seinem Tode glücklich". Es war ein Irrthum von Franz, wenn er sagte, daß er mit der Menschheit nichts mehr zu thun habe. Große, allgemeine Erschütterungen des Handels zogen ihm ansehnliche Vermögensverluste zu, die ihn verhinderten, seinen Liebhabereien in vollem Umfange nachzuhängen. Dann kamen die politischen Unruhen über das Land; das behagliche Landhaus wurde mit Einquartirung heimgesucht; Franz sollte sich die Insolenzen der Lieutenants gefallen lassen; es gab Wortwechsel und Streitigkeiten, und das Ende von der Geschichte war, daß der streng conservative Mann als Rebell in das Gefängniß geworfen wurde. Hier war er eine Beute der finstersten Gedanken, in welche nur dann und wann ein kleiner Lichtstrahl hineinfiel, wenn seine Pflegetochter ihn besuchte. Er hatte das Kind seiner ungetreuen Geliebten, das ihm auf dem Todtenbette der Mutter anvertraut war, immer achtungsvoll, aber kalt und ernst behandelt, denn es lag in ihren Zügen eine Fülle schmerzlicher Erinnerungen für ihn; Clara behandelte ihn mit einer Scheu, welche ein solches Benehmen nothwendig hervorrufen mußte. So hatte also früher durchaus keine innige und vertraute Zuneigung zwischen ihnen bestanden. Aber mit den Verhältnissen ändern sich auch die Empfindungen. Franz, der sich in dem Kerker wieder so arm, einsam und elend fühlte, wie in seiner Jugend, glaubte oft, wenn er in das weinende Auge des Mädchens sah, seine Jugendträume noch einmal zu leben; Alles erinnerte ihn wieder an frühere Zustände; oft rief er im verworrenen Traume den Namen der Geliebten aus, und vergoß heiße Thränen, vergessend, daß seine Haare sich grau färbten und

er längst allen Anspruch auf die Menschen, auf ihre Freundschaft und Liebe aufgegeben hatte.

Als Franz aus dem Gefängniß entlassen wurde, genügte ein kurzer Ueberblik über seine Finanzen, ihm zu zeigen, daß er nahezu ein Bettler sei. Er entschloß sich schnell; sein Vaterland und alle Verhältnisse dort waren ihm zuwider, und die Tausende, die jenseits des Oceans sich eine neue Heimath suchten, zeigten auch ihm den Weg.

Lebe wohl, Clara, sagte er zu dem Mädchen. Du hast gute und böse Tage mit mir getheilt; ich bin dir dankbar. Die Zeit der Jugend und der Schönheit naht dir jetzt in vollem Glanze; genieße sie und sei glücklich. Ich gehe, wie damals nach Ostindien, wiederum über das Meer; alle die alten Erinnerungen begleiten mich; nur die alten Hoffnungen haben mich verlassen.

Das Mädchen wollte ihn nicht verlassen. Sie fand keine Worte, aber sie fiel ihm um den Hals und weinte, daß auch eines stärkeren Mannes Trotz wie seiner, dadurch gebrochen wäre. Franz wurde von einem Gefühl ergriffen, als wenn ein Vierteljahrhundert seines Lebens nur ein Traum gewesen wäre, als wenn er noch, wie damals, in dem lustigen, leichtsinnigen Paris lebte, wo die Geliebte ihm das erste Wort der Liebe sagte.

Der Reichthum macht hart und kalt, aber die Armuth bringt alle Fülle der Leidenschaften und Empfindungen wieder.

Franz und Clara reisten zusammen über den Ocean. Wie es ihnen in Amerika Anfangs ging, braucht man wohl nicht zu erzählen, denn fast Jeder muß hier den Kelch des Unmuthes und der Sorgen leeren, ehe er in diesem Lande festen Fuß faßt und sich eine neue Heimath gründet. Aber gerade unter den harten, kalten Verhältnissen brennen die Leidenschaften mit dem reinsten, klarsten Lichte, und dieses Licht zeigt immer den Weg in eine bessere Zukunft.

Wir finden Franz auf einer Farm am Ohioflusse wieder, in einer Gegend, die Jedem, der einigermaßen Phantasie hat, an die Ufer des Rheins erinnert. Ein hübsches, behäbiges Framehaus steht am Rande des Hügels; freundlich schaut das weiße Gebäude durch die grünen Obstbäume hindurch. Gesunde, muntere Kinder spielen im Grase, und horchen auf die Abendglocke, die den Vater vom Felde zu Hause ruft. Endlich wirft die Sonne ihre letzten Strahlen über das Thal, und die Kinder springen jubelnd auf den Langersehnten zu. Die Mutter trägt das bescheidene Abendessen auf; die Familie setzt sich um den Tisch, und die Kinder falten fromm die Hände, als der Vater den gewohnten Spruch hersagt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle".

Die deutsche Presse.

Die nächste Pflicht der Presse ist, sich um sich selbst zu kümmern, und und sich selbst in einer fortlaufenden Kritik zu beaufsichtigen. Dies ist besonders in einer Zeit nothwendig, wo Desertion und Abtrünnigkeit an der Tagesordnung ist, wie in den letzten Monaten. Man konnte in der letzten Zeit schon an dem übermüthigen Triumphgeschrei einer verdorbenen, schamlosen Prosklavereipresse sehen, welchen Weg der große Haufen einschlug. Unter dem Banner der Pfaffen u. der Wirthe zog die große Masse der deutschen Bevölkerung in das demokratische Lager zurück, zum großen Vergnügen der stereotypen Aemterjäger, die schon längst ihr Spiel verloren gegeben hatten. Die unabhängigen, freisinnigen Männer sahen sich als ein kleines Häufchen, isolirt, ohne Zusammenhang weder mit den Amerikanern, noch mit ihren deutschen Landsleuten. Es war eine traurige Zeit. Je scham- und schrankenloser die Sklavereipartei in ihren Beleidigungen und Angriffen gegen das Rechtsbewußtsein des Volkes verfuhr, desto eifriger suchte man die im entgegengesetzten Lager stehenden Leute zu verdächtigen, und leider boten Manche aus diesem Lager selbst die Hand dazu, solchen Verdächtigungen den Anschein der Wahrheit zu geben. Es war eine Confusion der politischen Bestrebungen. welche nur den nicht verwirren und beirren konnte, welcher seine Politik auf feste, unerschütterliche Grundsätze gebaut hatte, nicht auf die Combinationen der Parteien und die Versprechungen der Personen. Glücklicherweise beginnt sich jetzt das Chaos zu klären; nach den Regeln der politischen Wahlverwandtschaft scheiden sich jetzt die einzelnen durcheinander gewürfelten Elemente, und das Feld der Verläumdung wird jeden Tag mehr und mehr begränzt. Die freisinnigen, unabhängigen Zeitungen, welche in dem letzten Sommer einen sehr schweren Stand hatten, und manchmal durch die Abneigung einer verführten und unwissenden Menge in ihrer Existenz bedroht waren, stehen immer mehr und mehr gerechtfertigt da, während die Blätter, deren hauptsächlichste Beschäftigung war, sich vor den Knownothings zu fürchten, am Ende doch auf den krummen Wegen und der falschen Bahn ertappt werden. Niemals hat man wohl in der deutschen Presse ein so klägliches Schauspiel gesehen, als im letzten Sommer, wo die demokratischen Zeitungen durch die Handlungen ihrer Partei jeden Augenblick gezwungen wurden, diese Partei zu desavouiren, und sie der schwersten und schändlichsten Verbrechen zu bezüchtigen, aber doch diese Partei als die einzige hinstellten, die sie empfehlen könnten und der sich die Deutschen anschließen müßten. Sie wateten bis an den Hals in dem Schlamme und Schmutze, mit dem Pierce und seine Genossen die Politik dieses Landes bedeckten, und während sie darüber lamentirten und aus erheucheltem Anstandsgefühl sich von aller Verantwortlichkeit frei machen wollten, versicherten sie den Deut-

schen, daß dies der einzige Weg wäre, um sich vor den Knownothings zu retten. Und während die Demokraten, mit Herrn Atchison an der Spitze, in hellen Haufen in den Orden der Knownothings liefen, und die Prosklavereitendenzen der nationalen Knownothings und der regulären Demokraten sich überall einander näherten und die Hand reichten: da behaupteten die demokratischen Blätter, die demokratische Partei sei die einzige, vermittelst der man die Knownothings schlagen könne. Es blieb kein Ausdruck der Verläumdung und Beschimpfung übrig, welcher nicht gegen diejenigen angewendet wurde, die wagten, den Prosklavereibestrebungen gegenüber die Menschenrechte zu vertheidigen, in deren Namen man doch allein die Proscriptionsgelüste der Nativisten bekämpfen kann. Die Leute, welche an der Spitze der demokratischen Blätter standen und stehen, sind indessen meistens Renegaten von zweifelhaftem Charakter, deren Anstrengungen kein anderes Resultat haben werden, als ihrer Partei den letzten Rest der Achtung zu rauben. An der Spitze dieser Presse steht natürlich die „New Yorker Staatszeitung," welche der Renegat Eickhoff redigirt. Der „Kommunist" Herr Kellner von der ehemaligen Reform hat die Redaktion des berüchtigten „Philadelphia Demokrat" übernommen, eine Veränderung, welche uns nicht im Mindesten überrascht. Diesen Beiden gesellt sich als der Dritte im Bunde, Herr Stierlin, hinzu, der das Cincinnatier Jesuitenblatt redigirt. Die Redakteure der „Neuen Zeit" in New York, die ihre vielleicht ehemals geachtete Namen für zu gut halten, um sie an die Spitze des Blattes zu stellen, verläumden in namenloser Unkenntniß oder Entstellung der Thatsachen die republikanische Partei auch dort, wo sie, wie in Wisconsin, als die entschiedenste Gegnerin der nativistischen Bestrebungen mit unzweideutigen Erklärungen und den loyalsten Absichten hervortritt. Eine Menge kleiner Hunkerblätter tauchen in den kleineren westlichen Städten auf, besonders in Wisconsin, um einen kleinen Antheil an der allgemeinen Beute zu erhaschen; so hat Manitowoc, Port Washington u. Racine sein Hunkerblatt erhalten; man sagt, daß manche dieser Blätter von katholischen Schulmeistern redigirt werden, und nach Styl und Inhalt derselben zu urtheilen, ist dieses Gerücht wohl glaublich. Als einen Beweis von dem tiefen Rückfalle der Presse bemerken wir, daß in der letzten Zeit mehrere Blätter erschienen sind, die es als die beste Empfehlung an die Spitze ihres Blattes drucken lassen, daß sie gar keine Redakteure haben, ein Verfahren, welches den gutmüthigen Lesern gewiß viel Kopfzerbrechen erspart. Dahin rechnen wir das „Cleveland Journal" und das „Quincy Journal", welches letztere von den Setzern der ehemaligen Rösler'schen „Tribüne" allen „Christen" lebhaft empfohlen wird.

Nun, wir brauchen uns durch solche reaktionäre Erscheinungen nicht abschrecken zu lassen. Es geht doch voran, und zwar schnell und sicher voran. Wenn wir auch mit dem heutigen Stande der deutschen Literatur

in Amerika nicht ganz zufrieden sein können, so dürfen wir doch mit dem Fortschritt, den dieselbe in den letzten Jahren gemacht hat, zufrieden sein. Es ist doch ein mächtiges, wirksames Gegengewicht gegen die dienstbare Partei-Presse entstanden, und Blätter haben ein Publikum gefunden, welche dem Publikum nicht zu schmeicheln verstehen. Man kann wohl sagen, daß der letzte Sommer die Feuerprobe für die unabhängige Presse war, und diejenigen Blätter, welche sich in dieser Feuerprobe gehalten haben, dürfen wir auch für die Zukunft verlässig halten. Die New Yorker Presse ist durch den „Pionier" des Herrn Heinzen bereichert worden, der mit der „Abendzeitung" und den „freien Blättern" von Albany den Hunker- und Anzeigeblättern gegenüber die freie, unabhängige Politik vertritt. In Ohio war die Stellung der freisinnigen Presse vielleicht die schwierigste; hier gaben sich sonst freisinnige Blätter mit „Schuhnägeln" ab, und nur wenige Zeitungen, wie der „Wächter am Erie", das Sandusky Intelligenzblatt", die „Ohio Staatszeitung" und der Cincinnati „Republikaner" blieben auf dem geraden Wege, ohne sich in irgend einer Weise zu compromittiren. Daß die Ohio Staatszeitung der Gebrüder Marx in der schwierigen und retrograden Zeit ihr Format vergrößern konnte, beweist gewiß die Energie der Herausgeber. Dagegen mußte ein anderes freisinniges Blatt, die „Tribüne" von Columbus eingehen. Von der pennsilvanischen Zeitungs-Presse haben wir in der letzten Zeit nichts Besonderes gehört. Dieser Staat scheint deutschen Culturbestrebungen weniger wie die Staaten des Westens, zugänglich zu sein, obgleich einzelne Städte, wie Pittsburg, tüchtige Fortschrittselemente enthalten. Hier ist von allen Zeitungen allein die „Turnzeitung" zu erwähnen als ein Blatt von entschieden radikaler Richtung; ihre politische und ästhetische Haltung wirft ein günstiges Licht auf den Turnerbund und die Einflüsse derselben zeigen sich jeden Tag deutlicher. Hoffentlich prallen die vielfachen offenen und versteckten Angriffe gegen die Turnzeitung, welche von den demokratischen Zeitungen ausgingen, an dem gesunden Sinne der Tagsatzung ab, welche gegenwärtig gerade in Buffalo versammelt ist; für Cincinnati, welche Stadt für die nächste Zeit zum Vorort des Turnerbundes bestimmt ist, wird die Aquisition der Turnzeitung ein großer Vortheil sein, indem die Fortschrittselemente, namentlich unter der jüngern Bevölkerung, an ihr einen Halt und Mittelpunkt finden. Wir hoffen, daß in der Redaktion dieser Zeitung nicht die mindeste Veränderung eintritt. Nur möchten wir uns die Bemerkung erlauben, daß wir die Menge Anzeigen, welche die Spalten des ohnehin kleinen Blattes einnehmen, fortgelassen wünschten. Die Turnzeitung ist durch ihre große Abonnentenzahl gewiß in den Stand gesetzt, ihre Kosten zu decken, ohne auf diese Nebeneinnahme angewiesen zu sein, und man will doch ganz gewiß mit der Turnzeitung kein „Business machen.

In Indianapolis hat Herr Beyschlag ein verdienstliches Unternehmen angefangen, indem er eine Schul- und Jugendzeitung herausgegeben hat. In englischer Sprache existiren eine Menge Jugendschriften von größerem oder geringerem Gehalte; in deutscher Sprache hat Herr Beyschlag den ersten Versuch gewagt, und wir hoffen, daß er damit reussiren möge, obgleich der Stand der deutschen Bildung in Amerika und die geringe Aufmerksamkeit, welche der größte Theil der Deutschen dem Schulwesen widmet, diese Hoffnung nicht besonders unterstützt. Auch fragt es sich, ob eine Jugendzeitung, welche nur für Kinder berechnet ist, und also ihren Stoff aus denjenigen Regionen nehmen muß, welche dem kindlichen Gemüthe und Verstande zugänglich sind, mit einer Schulzeitung, die pädagogische Artikel bringen muß, welche für den Erzieher von Interesse sind, zusammentreffen kann. Jugendschriften und pädagogische Journale sind zwei ganz getrennte Gattungen der Journalistik, und es wird wohl nicht möglich sein, für Lehrer und Schüler eine und dieselbe Zeitschrift zu schreiben. Indessen ist das Beyschlag'sche Unternehmen in einer verständigen Weise angefangen, so daß wir hoffen dürfen, daß es über diese Klippen hinwegkommen wird, wenn nur die materielle Unterstützung von Seiten der deutschen Schulfreunde nicht ausbleibt. Was für eine Thätigkeit wir von den Deutschen Amerika's auf dem pädagogischen Gebiete erwarten, dies haben wir in dem Artikel „die freie Schule" mitgetheilt.

Auch von einer Ackerbau-Zeitung hören wir, welche in der Office der „Belleviller Zeitung" herausgegeben werden soll. Wir können einem solchen Unternehmen, vorausgesetzt, daß es wenigstens das leistet, was die englischen Ackerbau-Zeitungen leisten, nur den günstigsten Erfolg prophezeien. Der Farmerstand enthält doch immerhin viele gebildete Elemente, selbst unter der deutschen Bevölkerung, geschweige von der Menge der „lateinischen" Farmer in Wisconsin, Illinois, Texas u. s. w. zu sprechen, die mit dem Horaz in der Tasche oder im Kopfe den Acker pflügen. Es giebt unter den deutschen Landwirthen Viele, welche Naturwissenschaften Medicin oder dergl. studirt haben, und die im Stande wären, werthvolle Notizen und Correspondenzen einer solchen Ackerbauzeitung mitzutheilen. Belleville u. St. Clair County in Illinois, ein fast ausschließlich deutsches County, welches sehr viel gebildete Farmer zählt, ist gewiß ein günstiger Geburtsort für ein solches Unternehmen, und wir hoffen, daß dasselbe nicht bei dem bloßen Projekte bleibt.

Die „Belleviller Zeitung" ist vor einigen Wochen in die Hände des Dr. Wenzel gekommen und unter dessen Leitung eines der tüchtigsten u. entschiedensten Fortschrittsblätter des Westens geworden. Sonst kann man grade nicht sagen, daß die deutsche Presse von Illinois an den großen Fortschritten, welche dieser Staat in jeder Beziehung macht, Theil nähme.

Es werden allerdings von den deutschen Bewohnern von Illinois viele nicht dem Staate angehörigen Blätter gehalten, aber die deutsche Presse des Staates selbst bedarf noch sehr einer Ergänzung. Im Lande kommen zwar eine Menge kleiner Blätter heraus, aber sie sind meistens ohne politischen und literarischen Werth. In Chicago existirt nur 1 einziges deutsch. Blatt bei einer deutschen Bevölkerung von fast 30,000 Seelen, und so fähige Kräfte auch an der „Illinois Staatszeitung" beschäftigt sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Zeitung zu vielen Interessen dienen muß, um einen geraden, entschiedenen Cours verfolgen zu können.

Noch spärlicher ist das deutsche Zeitungswesen in unserm Michigan vertreten, wo auf eine Bevölkerung von über 80,000 Deutsche nur zwei Wochenblätter und das halbwöchentliche „Mich. Journal" kommen.

Wisconsin ist das Land der deutschen Zeitungen. Kaum daß in Milwaukee die Zahl der täglichen demokratischen Blätter durch den Tod Fratny's von drei auf zwei herabgesunken ist, spricht man schon von der Errichtung eines neuen täglichen Organs der Sklavereipropaganda, als wenn nicht selbst die übertriebensten Hunkergelüste durch „Banner" und „Seebote" befriedigt würden. In jedem Neste tauchen kleine Hunkerzeitungen auf, deren Stil und Inhalt freilich nicht viel von der vielgerühmten deutschen Bildung in Wisconsin verrathen. Die neuere Richtung in der Politik wird durch drei Wochenblätter vertreten, durch den „Pionier in Wisconsin" von Sauk City, den „Demokraten" von Manitowoc und den treff ich redigirten „Corsar" von Milwaukee, der hoffentlich seine Geburtswehen durchgemacht hat, und auf festen Füßen steht.

In Jowa existiren drei deutsche Zeitungen, in Dubuque, Burlington und Davenport, welche sämmtlich fortschreitender Tendenz sind. Auch von Minesota schreibt uns ein Freund, daß man dort lebhaft eine deutsche Zeitung wünscht, und derselben ein gutes Gedeihen prophezeiht. Ueberhaupt scheint der ferne Westen der freisinnigen Zeitungsliteratur eine günstigere Zukunft zu versprechen, wie der Osten.



An die rückständigen Agenten und Abonnenten der „Atlantis."

Es ist uns leid, mit einer wiederholten Klage vor das Publikum treten zu müssen. Als wir von Cleveland wegzogen, meldeten wir dies einige Wochen vorher unseren rückständigen Agenten, mit der Aufforderung, die Rückstände und fällige Abonnements einzusenden. Von den Meisten derselben haben wir bis heute nicht einmal eine Antwort erhalten. Wir unserer Seits haben alle persönlichen Opfer gebracht, um die Atlantis aufrecht zu halten, und uns selbst vor doppelter Arbeit nicht gefürchtet; sind aber durchaus nicht gewillt, uns um die sparsamen Früchte unserer Arbeit betrügen zu lassen; wir wollen nicht immer von pekuniären Sorgen gedrängt werden, wenn wir eine solche Abonnentenzahl haben, daß wir bei regelmäßiger Bezahlung ganz gut damit auskommen können. Die Leute welche uns schulden, denken am Ende, die Atlantis in Bälde durch Einhaltung der Zahlung ruiniren zu können, in welchem Falle sie dann gar nichts bezahlen werden, — vielleicht gab auch unser Umzug zu dieser Hoffnung Veranlassung, — aber wir werden trotz alledem das Unternehmen doch durchsetzen, und sollten wir die Hälfte von unsern Abonnenten wegen Zahlungsversäumniß von der Liste streichen.

Wir erlassen noch einmal eine Aufforderung, indem wir auf die auf dem Umschlage stehende Notiz aufmerksam machen, und versprechen den Agenten und Abonnenten, welche nicht umgehend ihrer Pflicht nachkommen, daß wir im nächsten Hefte ihr Verfahren schonungslos der Oeffentlichkeit übergeben. Unsere Geduld ist bis zum letzten Rest erschöpft, und wir wollen mit Leuten, die uns unser Geschäft auf jede Art erschweren und verbittern, nichts mehr zu thun haben.

Indem wir uns an diese Nachlässigkeiten erinnern, sehen wir nun doppelte Verpflichtung für uns, denjenigen Agenten, welche mit Pünktlichkeit und treuer Theilnahme die Atlantis bisher über's Wasser gehalten haben, unsern Dank abzustatten, und sie freundlichst ersuchen, dem Blatte die Theilnahme zu bewahren.

——— ———



